

10 392

er,
in
in.





№ 2040

~~VIII. e 67.~~
~~St.~~



und um Afrika.



Land- und Seebilder

von

Karl Böttcher.



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Leipzig.

Verlag von B. Gischer Nachfolger.

~~BIBLIOTHEK
d. K. KRIEGS-SCHULE
ZU NEUSSE.~~

Alle Rechte vorbehalten.

Der Deutschen Ost-Afrika-Linie

gewidmet.

Der Verfasser.



10392

N-4655226

HH-66826/TMK

Inhalt.

	Seite
I. Von Hamburg nach Port Said	1
„Achtung! Langsam vorwärts!“ — Der nagelneue „Herzog“. — Cabine Nr. „13“. — Afrikanische Schiffsfracht. — Im Golf von Biskaya. — Passagier-Typen. — Portugiesische Soldaten. — Das verschlafene Lissabon. — Ausverkauftes Haus. — In Einsamkeiten des Mittelmeers.	
II. Von Port Said nach Aden	8
Afrika in Sicht. — Ein düsterer Willkommengruß. — Port Said. — Im Suez-Kanal. — Wüstenbild. — Lieutenants einer ostafrikanischen Schutztruppe. — „Große Ereignisse“. — Einfahrt in's Rothe Meer. — Die Region des „dampfenden Schweißes“. — Unheimliche Nächte. — Ein kühles Plätzchen wird gesucht. — Der „rothe Hund“. — Wie ich Artikel schreibe.	
III. Von Aden nach Deutsch-Ostafrika	15
Die Felsen Adens. — Alt-Aden. — Malereien am eigenen Körper. — Vor einem Limonadenzelt. — Jenseits des Kap Guardafui. — Der Monsun. — Nächtliches Schiffsleben auf tropischem Meer. — Schlafstudien.	

- IV. **In Deutsch-Ostafrika** 22
 Auf der Rhede von Tanga. — Deutsches Kolonialland. — „Polizei-Verordnung“. — In der Markthalle. — Die kaiserlich deutsche Postagentur. — Eine deutsche Sittenstudie. — Dar es Salaam. — Das ostafrikanische Potsdam. — Gesellschaftliche Kastenordnung. — „Europäische Chinesen“. — Eine verflogene Damenkapelle. — Abschied.
- V. **Handglossen zu Deutsch-Ostafrika** 29
 Etwas Deutsches. — Wie Neger Deutsch lernen. — Geckenhafte Intelligenz. — Verkehr der Deutschen mit den Schwarzen. — Mangel einer Kolonisierungsmethode. — Allerhand Wünsche. — Der „Sansibarfehler“.
- VI. **Sansibar** 35
 Ein orientalischer Märchentraum. — Flaggen auf Halbmaß. — Die verhängnißvolle Depesche. — Vor den Sultanspalästen. — Schreckbilder. — Aus dem Harem. — Die Moschee. — Das Bombardement.
- VII. **Ein Ausflug auf Sansibar** 42
 Auf dem „Sattelplatz“ der Esel. — Der Ritt durch die Stadt. — In Tropenpracht. — Raft vor der Negelhütte. — Ein Fischessen. — „Ha, ein Klavier!“ — Heimkehr. — Wie man Sansibar gegen Helgoland tauschte.
- VIII. **Eine portugiesische Kolonie** 50
 Mozambique. — Eine träumerische Stadt. — Schlafmühen-Atmosphäre. — Drei Deutsche. — Die Wasserhose. — Ankunft in Beira. — Neue Kolonisierungsmethode. — Ein Landsmann. — Afrikanische Existenzen.
- IX. **In Kaffern-Araal** 58
 Johnny und ich. — Wie Kaffern heirathen. — Ein weitgereister Mann. — Der Weg nach dem Kraal. — Wie wir uns verständigen. — Unter'm Mangobaum.

- Eine „Sensation“. — Kaffern-Namen. — Bei Mister „Bullockse“. — Im Palais von Mister „Straußenauge“. — Ein Kaffern-Tanz. — Zurück in die Civilisation. — Abschied.
- X. **Delagoa-Bay** 67
 Lourenço Marques. — Hafensbild. — Eine galop-
 pirende Entwicklung. — Vermaledeites Fieberloch!
 — Temperaturverhältnisse. — „Margarethe, Mädchen
 ohne gleichen!“ — Abschied vom „Herzog“. — Blick
 über die Delagoa-Bay. — Eine Henschreckenwolke.
- XI. **Bei Präsident Krüger** 73
 Auf der „Niederländisch-Südafrikanischen Eisen-
 bahn.“ — In der Kerfstreet. — Zusammentreffen
 mit Paul Krüger. — Sein Empfangszimmer. — Seine
 Persönlichkeit. — Eine Unterhaltung. — Kaffee-
 bewirthung. — Vertauschte Rollen. — Nach dem
 Einfall des Dr. Jameson. — Polizeibewachung.
- XII. **Pretoria** 81
 „Eendragt magt Maakt!“ — Das Gouvernements-
 gebäude. — Im „Volksraad“. — „Meine Herren,
 die Sitzung ist eröffnet!“ — Ein vernünftiges Gesetz.
 — Straßenleben. — Der rothe Staub. — Im
 Hotel. — Die „Volksstem“. — Auf dem Kirchhof. --
 Das gesellschaftliche Leben. — Die Heilsarmee.
- XIII. **Bei transvaaler Buren** 89
 Anweisung im „gesellschaftlichen Verkehr“. —
 Ankunft im „Gehöft“. — Der „Ohm“ und die
 „Tant“. — Im Wohnzimmer. — Wie der „Ohm“
 Carrière machte. — Unterhaltungen mit Buren. —
 In der Nacht. — Besuch von der Nachbar-farm.
 — „Der Neef hat geflucht!“ — Eine Dissonanz. —
 Abschied.
- XIV. **In der Goldmine** 98
 Toilettenwechsel. — Der Weg nach der Mine. —
 Einfahrt. — Vorwärts im Stollen. — Die Quarz-

schildt. — Bohrmaschinen. — Mit Millionen allein.
— Im Maschinenhaus. — Das Pochwerk. — Panorama der Goldfelder. — Die Hochschule der Missionäre.

XV. **Johannesburg** 106

In der Commissioner-Street. — Ein großer Kulturaufschwung. — Bunte Bevölkerung. — Speculationsfieber. — Schiffbrüchige Existenzen. — Wassermangel. — Johannesburger Preise. — Hoher Lohn. — In einer Kneipspelunke. — Die Nationalhymnen.

XVI. **Eine Fahrt im Ochsenwagen** 113

Wie sich Bloemfontein vorstellt. — Eine Konferenz. — Der Ochsenwagen. — Meine Reisegefahrten. — Ochsen-Streif. — Fahrt mit Hindernissen. — Nachts vor der Farm. — Der „Herr Baron.“ — Halt zum Uebernachten. — Weiter im Sonnenbrand. — Reise-Strapazen.

XVII. **Auf Diamantfeldern** 121

Im Schnellzug. — Wie die Phantasie Kimberley malt. — Das Stadtbild. — Im Bureau der De Beers Mine. — Diamantengräber. — Ihr Lagerleben. — Quarantaine. — Vom Verschlucken der Diamanten. — Ein Diamantfeld. — Der Diamantenmarkt. — Lockspitzel. — Meine Diamanten.

XVIII. **Kapstadt** 130

Die Karroo. — Veränderte Scenerie. — Ankunft in Kapstadt. — Südafrikanische Gesellschaftstypen. — Auf der Adderley-Street. — Malayische Frauen. — Im botanischen Garten. — Der Tafelberg. — Südostwind. — Vororte von Kapstadt. — Ein Picknick. — Die Tafel-Bay im Rückgang.

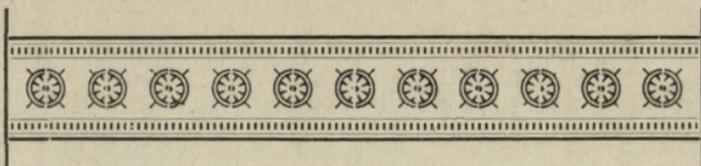
XIX. **Bei Vogel Strauß** 137

Die Residenz der Vogel-Majestäten. — Eine

- Straußenherde. — Das Diner dieser Herrschaften. — Der Strauß in Begeisterung. — Der größte Idiot. — Sein Familienleben. — Straußenmädchen und Gänsemädchen. — Der Brutofen. — In den Vorathsräumen. — Vorlesung über Straußenzucht. — Ein Traum.
- XX. **Einiges vom afrikanischen Missionswesen** 145
 Drei Missionare. — Saul unter den Propheten. — Abendruhe. — Die Moralisten. — Ausfaat ohne Ernte. — Im Missionshaus zu Tanga. — Trübe Erfolge. — Der Muth des Missionars. — Im Zenith des Wohlbehagens. — Von der Verheirathung der Missionare. — Die tapfere Schwester. — Missionar-Ehen. — Ein praktischer Missionar. — Die Mission auf heimischem Gebiet.
- XXI. **Ein südafrikanische Anekdote** 154
 Gesellschaftliches Strandgut. — Eintritt in die Spelunke. — Etwas vom Publicum. — Wie man trinkt. — Schänkmädchen. — „Bessere Gesellschaft“. — Südafrikanische Politik. — Culturemethoden. — Der Tisch der Seeleute. — Löwenjäger. — „Wieviel kostet ein Wurf?“ — Ein unmusikalischer Schalleffect. — Der Ohrfeigenheld. — Derb realistische Stilleben. — Aufmarsch der Heilsarmee.
- XXII. **Sauct Helena** 162
 Ein meerentstiegener Katafalk. — Die Napoleons-Inseln. — Schiffe nach St. Helena. — Jamestown in Sicht. — Empfang im Hafen. — Herumschlendern im Städtchen. — Seine Bewohner. — In Steinwildniß. — Erinnerungen an Napoleon. — Weg nach Longwood. — Napoleons Residenz. — Im Sterbegemach. — Napoleons Todesstunde. — Sein Grab. — Hotelprellereien. — Abschied von St. Helena.

	Seite
XXIII. Auf dem Atlantischen Ocean	171
An Bord eines englischen Schnelldampfers. — Passagier-Typen. — Vergnügungen auf dem Schiff. — Große Lotterie. — Welche Nummer? — Eine neue „Sensation“. — Englischer Sonntag. — Ein Kapitain. — Vom Gepäckraum. — Madeira in Sicht.	
XXIV. Ein Begräbniß zur See	177
Rast auf dem Reserveanker. — Ein müder Mann. — Das alte Mütterchen in Schottland. — Der Passagier aus Cabine Nr. 19. — Das schwimmende Todtenhaus. — Vorbereitungen zum Begräbniß. — Trauergesolge. — Der Leichenzug. — Die Leichenrede des Kapitäins. — „Leb' wohl auf ewig!“ — Mit Vollampf weiter. — Das Schiffsjournal.	
XXV. Madeira	185
Funchal. — Der Ochsen Schlitten. — Madeiraisches Leben. — Der Panamahut. — Madeira von der Höhe aus gesehen. — Eine Rutschpartie. — Lungenfranke. — Wie Madeira entstand. — Auf dem Kirchhof der Fremden. — Weiterfahrt. — Unterhaltung von Schiffbrüchen. — Auf der Höhe von Quessant. — Schiff im Orkan. — Die englische Küste.	
XXVI. Rückblick	194
Ankunft in Berlin. — Schöne Bescheerung. — Im Berliner Decembernebel. — Erinnerungen an Reifestrapazen. — Der liebe Durst. — Prachtmenschen. — Afrika, der Erdtheil der Zukunft. — Auswanderungen nach dem dunklen Erdtheil. — Wie ich meine Artikel schrieb. — Zwei Berliner Neuerungen.	
XXVII. Wenn man von Afrika erzählt	201
Vergleich mit Amerika. — Wanderredner. —	

Empfindliche Menschen. — Eine Unterhaltung über Transvaal. — Geographie—schwach. — In einer Herrengesellschaft. — Falsche Vorstellungen von Afrika. — Der „Herr Vorstand“. — „Gute Nacht, Herr Pastor!“ — Vater und Sohn. — Weshalb ich in gewissen Kreisen nicht mehr von Afrika erzähle.



I.

Von Hamburg nach Port Said.

„Achtung! Langsam Vorwärts!“ — Der nagelneue „Herzog“.
— Cabine Nr. „13“. — Afrikanische Schiffsfracht. — Im
Golf von Biskaya. — Passagier-Typen. — Portugiesische
Soldaten. — Das verschlafene Lissabon. — Ausverkauftes
Haus. — In Einsamkeiten des Mittelmeers.

An Bord des Reichspostdampfers „Herzog“,
10. August.

Nein, mit einem so fröhlich bewegten Leben wird
nicht oft ein Sterblicher beglückt! Kürzlich schwitzte ich
noch in Westindien herum — heute bin ich unterwegs
zu einer Rundfahrt um Afrika.

„Achtung! — Langsam vorwärts!“

Der Kapitän signalisirt es von der Kommandobrücke hin-
unter in's Hölleereich der Maschinen. Kurz vor Mitternacht
heucht unser Dampfer, im Hamburger Hafen mitten auf der
Elbe liegend, von dannen. Bestimmungsort: ostafri-
kanische Küsten.

Ein letztes Lebewohl durchbebt die Seelen. Aufgeregte Stimmen, erfüllt von besorgter Aengstlichkeit, schreien durcheinander vom sich mehr und mehr entfernenden dunklen Ufer herüber: „Otto, Otto! Auf Wiedersehen!“ — „Heinrich, daß Dir unterwegs nichts passirt!“ . . . Jetzt ruft's auch von Bord hinüber in die Dunkelheit: „Anna! Vergiß mich nicht! Verstanden?“

Nun hinaus in die Heimath „Ocean“, hinaus in die mond- und sternlose Sommernacht. Das Schiff verschwindet in der Finsterniß. —

Bah — alle Sentimentalitäten davongejagt! In der Morgenfrühe im Gewoge der Nordsee, während ich eine flüchtige Bekanntschaft mit dem Schiff versuche — wieder erfaßt mich der volle Zauber des Seelebens. Zudem ist der „Herzog“ nagelneu und geht in seiner Pracht zum ersten Mal auf Reisen — so nagelneu, als trüge er noch die aufgeklebte Verkaufsmarke: drei Millionen Mark. . .

Frischfarbig erglänzt der schwarz-weiß-roth aufgespritzte Ring am gelben Schornstein; frischgolden funkeln die breiten Borten an den weißen Mützen der Offiziere — Mützen, über welche noch kein Seesturm dahinbrauste, so bewährte Seeleute auch darunter stecken, und die dicken, weißen Taue plumpsten noch nicht in's Wasser. Neu sind im Speisesaal die Gedecke, wie bei einem jungen Ehepaar, das erst kürzlich sein Nest baute.

Meine Cabine trägt über ihrer weißlackirten Thür die Nummer „13“. Hier werde ich acht Wochen residiren. Es soll Junggesellen geben, die halten es in ihrem Garçon-Logis nicht so lange aus.

Am folgenden Morgen — zahllose Windmühlenflügel recken sich zum grauen Himmel empor, und schilfsäumte Kanäle schimmern aus fruchtschweren Feldern — erreiche ich Amsterdam.

Schiffsfracht, welche nach Afrika wandern soll, trägt eine andere Physiognomie, wie etwa Schiffsfracht, für Amerika bestimmt. Was in Amsterdam an dicken Ketten der schnaubenden und pustenden Dampftrahne hinunter in den Bauch des „Herzog“ schwankt — es sind Alles Sachen, die zum „Civilisiren“ verwandt werden sollen. Achtung also, ein Stück „Kultur“ wird verladen: Unmassen von Eisenbahnschienen, Kisten mit Insektenpulver, Kisten mit Seife, Kisten mit Glasperlen, Kisten mit Spirituosen, Maschinentheile einer Lokomotive und hundert dergleichen Herrlichkeiten zum Erhellen des dunklen Erdtheils. Und dies Befrachten beansprucht den ganzen Tag, die ganze Nacht. —

Jetzt wieder auf der Reise. . . .

Drüben das unheimlich starrende Geklipp der französischen Küste. Da arbeiten die Wogen; da rollt und braust die schäumende, sich bäumende Brandung, brüllend und tobend, als verlange sie nach Beute; da schimmert die felsumzackte Insel Quessant, jenes Eiland, in dessen Bereich kürzlich innerhalb weniger todesgrausiger Minuten der Dampfer „Drummond Castle“ hinunter sank.

Dieser fährt unser „Herzog“ hinein in den Golf von Biskaya. Diese schöne Gegend ist ob ihrer Seestürme berühmt wie die Schweiz wegen ihres Käses. Aber heute kriechen die Matrosen nicht in ihre gelben

Delröcke, unterlassen Damen die Seekrankheitsstoilette, schweigt des Sturmes wildgellende Fanfare. . . . Kein Lüftchen, kein Wellengekräusel. Sonntäglich hat sich das Meer hergerichtet für die erste Fahrt des neuen Dampfers.

Doch was sind es für Passagiere, in deren Leben die Sonne Afrikas hineinbrennen soll?

Da unten, jenseits des Aequators, bereitet sich ein mächtiges Kulturerwachen vor, und große Fragen stehen verheißungsvoll oder dräuend am Himmel. Nun betheiligen sich an der umfänglichen afrikanischen Völkerwanderung alle möglichen Gesellschaftsschichten und Berufsarten, die alle da unten gleich etwas zu thun haben wollen. An Bord unseres Schiffes sind Spekulanten, nach den Goldfeldern Transvaals reisend, um dort womöglich im Galopp reich zu werden; sind Ingenieure, Industrielle, Kaufleute, Beamte, sind brave Menschen, deren Hirn ein Dunstgewölk hochfliegender Illusionen umnebelt; sind Leute mit dicken Bäuchen, über die sich großgliedrige Uhrketten schlängeln, Leute — es ist schwer zu sagen, was sie eigentlich in Afrika wollen; sind bleiche Männer, zerlumppte Weiber, schmutzige Kinder — Familienglück, das sich vom heimischen Boden nach afrikanischem Erdreich verpflanzt; sind verwetterte Abenteurer, aus deren herabhängenden Schnurrbärten allerhand Aufschneidereien emporblühen; sind Missionare, zumeist hinauslaufend auf den in der Sonne glitzernden, ungeheuren Ocean. . .

Aber auch Soldaten dürfen nicht fehlen. Eine Kompagnie portugiesischer Truppen kommt in Lissabon an Bord, um nach einer portugiesischen Kolonie trans-

portirt zu werden. Einige von ihnen umflammt beim Einschiffen helle Begeisterung. Sie singen, ja schreien die portugiesische Nationalhymne, als müsse es den ganzen Tajo hinauf und hinab gehört werden. Andere versuchen in diesen Enthusiasmus einzustimmen; es will jedoch nicht recht gelingen — das Abschiednehmen hat ihnen etwas verb zugefekt. Noch Andere, mit bleichen, theilnahmslosen Zügen, erklimmen wie gebrochen die Falltreppe. . . Ob all' diese kräftigen Burschen wieder heimkehren werden aus dem mörderischen Klima der Delagoa-Bay? Aus den Scharmüßeln gegen die Speere der Kaffern? . . .

Der Führer der Truppe, ein schlanker Offizier, wird von einem Schwarm seiner Kameraden bis auf's Schiffsverdeck begleitet. Jetzt umarmt ihn einer nach dem andern. „Leb' wohl, mein Junge, bleib gesund! Wir werden oft an Dich denken!“

Leuchtenden Auges hat er mit warmer Herzlichkeit und freundlichem Lächeln jedem Kameraden kräftig die Hand geschüttelt. Kaum aber ist der letzte Säbel von dannen geklirrt, kaum sieht sich der Truppenführer allein — sofort zieht er die Hutkrämpe tiefer in's Gesicht, drückt die Hand unter mühsam verhaltenem Aufschluchzen an die Augen und wendet sich um, vergebens die rollenden Thränen bekämpfend.

Ost-Afrika — na ja, etwas weit.

Seit ich Bissabon vor drei Jahren zum letzten Mal sah, hat sich die über der Stadt schwebende Schlafmüßen-Atmosphäre noch verdichtet. „Alles müde, Mann

und Zeug!“ Jetzt, beim Herumziehen durch die Straßen lerne ich ein neues portugiesisches Wort „Va t'embora!“ Das heißt: „Pack' Dich! Mach', daß Du fort kommst!“ Diese neue Errungenschaft meines Sprachschazes malt in grober Kürze das ganze Lissaboner Städtebild: die politischen Verhältnisse — va t'embora! die Finanzen, das Straßenleben — va t'embora! Und erst die auf dem Pflaster daherschlurfenden Frauen — va t'embora! va t'embora! . . .

Der „Herzog“ ist jetzt mit Fracht und Passagieren überreich beladen. Beinahe ausverkauftes Haus. Während er vom Tajo hinausdampft auf den Ocean, hat sich bei den Soldaten das patriotische Jubeln zu leiser Unterhaltung herabgedrückt, hat der Meerwind die Fröhlichkeit hinweggeblasen. Bald hocken und liegen Alle herum wie geprellt. . . . Einige von ihnen üben sich durch eine solenne Prügelei in der Tapferkeit; sie verhalten sich derart die schwarzen Krausköpfe, daß der Schiffsarzt an ihren Nasen und Ohrläppchen mit dem Nähzeug herumschneidern muß. —

Gibraltar schwindet . . . und Neapel schwindet . . . und Sicilien blaut aus den Wogen empor. Warmer Südwind rüttelt an den Masten, und drüben an sonnigen Küsten blüht und duftet ewiger Sommer. —

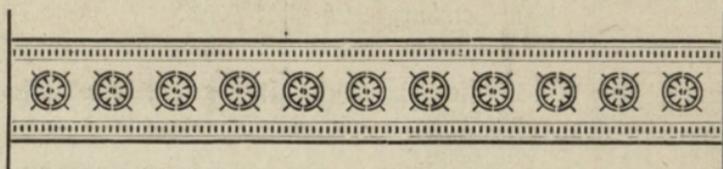
Nun schwimm' ich bereits die dritte Woche herum.

Wer lange in den Einsamkeiten des Meeres dahinzieht, stellt mäßige Anforderungen an die Unterhaltung. Schon der lumpigste Schweinesfisch, der einige Mal neben dem

Schiff aus dem Wasser empor schnellt, versetzt alle Passagiere in helles Entzücken. . . .

Tage lang und Nächte lang, in Sonnengluth und Sternenpracht durchfurcht der Kiel die blauen Fluthen. —

Noch wenige Stunden, dann landen wir in Port Said. Und dann hinein in heißester Jahreszeit in die heißeste Gegend der Erde — in's Rothe Meer. Das soll nach Ansicht der Seegelehrten ein Vergnügen nicht sein!



II.

Von Port Said nach Aden.

Afrika in Sicht! — Ein düsterer Willkommengruß. — Port Said. — Im Suez-Kanal. — Wüstenbild. — Lieutenants einer ostafrikanischen Schutztruppe. — „Große Ereignisse.“ — Einfahrt in's Rothe Meer. — Die Region des „dampfenden Schweißes.“ — Unheimliche Nächte. — Ein kühles Plätzchen wird gesucht. — Der „rothe Hund.“ — Wie ich Artikel schreibe.

Aden, 17. August.

Afrika in Sicht! . . . Hochaufragend, am Rande tiefblauer Bogen erschimmert der weiße Leuchtturm von Port Said, erhebt sich allmählich das ganze Städtchen. Helle Freude durchwallt das Herz.

Aber was ist das? . . . Ein düsterer Willkommengruß fliegt mir entgegen! Hinter den im Sonnenbrand erschlafften Palmen hockt der Todesengel. Die Cholera wüthet in Port Said, und wir sind direkt hineingedampft in ihr graues Reich. . . .

Der Hafen, wo sonst Massen von Schiffen ankern jetzt verödet. Natürlich, der Besuch einer Cholera-stadt wird rasch erledigt und dann — nur sofort weiter! Auch unser Dampfer verzichtet auf jeden Verkehr mit dem Festland. Kaum ist die Post abgeliefert, kaum aus respektvoller Entfernung die nöthige Unterhaltung geführt, so knirscht die Falltreppe wieder aufwärts.

In ähnlichen Hafenstädtchen wie Port Said bin ich oft herumgekrochen, und die Herrlichkeiten auf dem nur einen Steinwurf von unserm Schiff entfernten Quai kann ich theils sehen, theils ohne großen Aufwand von Phantasie mir vorstellen. Matrosenkneipen mit umfanglichen Spucknäpfen und übelriechendem Tabacksqualm, Singspielhallen, durchkreischt von Damenkapellen, wo das auf fernen Meeren unter hundert Gefahren verdiente Geld der Seelente in's Rollen gebracht wird, ein paar „bessere“ Kneipen, ein paar Moscheen und überall mächtige Ansiedelungen von Schmutz — so die äußere Physiognomie. Dazu dichtes Gewölk von Kohlenstaub, durchfunkelt von der glühenden Sonne des Orients und trägt dahinschwebend über das ruhige Wasser. —

Jetzt beginnt die ziemlich zwanzigstündige Fahrt durch den Suez-Kanal. Der Durchfahrtszoll für unser Schiff beträgt siebenundzwanzigtausend Mark.

Da liegt sie in röthlichem Gedämmer, die ungeheuere Wüste! Warme Luft haucht mir entgegen. Ich empfinde das Herannahen sengender Gluth . . . Schaurige Dede, grenzenlose Sandflächen, grausige Einsamkeit. Wenn ich über das Schiffsgeländer hinaushorche, hinaus-

lausche — ewiges Schweigen, ewiges Schlafen. Manchmal zeigen sich verkümmerte Palmen, schwankt in leisem Winde verkrüppeltes, hinwekkendes Gebüsch, verdorrtes Gestrüpp. Aber immer Sand. . . Sand. . . Sand. . . .

Wir haben zwei Lieutenants einer ostafrikanischen Schutztruppe an Bord. Beim ersten Anblick der sich in's Grenzenlose dahindehnenden Sandebene verzapfen sie folgenden Dialog:

„Donnerwetter, Kamerad, wär' ein schneidiger Exerzierplatz!“

„Verflucht! Daran hab' ich noch gar nicht gedacht.“

„Würde das Herz jedes Kompagnie-Chefs erfreuen.“

„Ließen sich Rekruten famos himmsen.“ —

Langsam schleicht unser Dampfer dahin zwischen goldschimmernden, niedrigen Sanduferrn. Seemännisch aufgetakelte Masten ragen in duftiger Ferne empor — Signalstangen für die vorbeiziehenden Schiffe. . . . Brennend heiß, gleich den Rachein eines gutgeheizten Ofens, die ganze Wüstenlandschaft. Beinahe sichtbare Hitze zittert jetzt über den Sandwellen.

Plötzlich auf Steuerbord ein großes Ereigniß: ein kühlender Hauch tändelt am Segeltuch. Alles rennt, um sich von dem seltenen Gast anblasen zu lassen. Doch ach, der Grausame mag nichts wissen von heißen Stirnen und glühenden Wangen. Schon hat er sich wieder davon gemacht und schnuppert drüben die Sandhügel entlang. . . .

Jetzt brennt die Wüste, brennt im Glanz der sinkenden Sonne, brennt in tigergelber Pracht. Darüber

weitet sich der gelbleuchtende Himmel, mit langsamer Feierlichkeit übergehend in veilschen- und amethystblauen Duft.

Manchmal zeigen sich in schauerlicher Verlassenheit einige Hütten. Unter einsamer Palme ein einsamer Araber, der sich betend in der Richtung nach Mekka hin verneigt und dabei den Boden küßt — den geliebten heimatlichen Boden der Wüste. Verschleierte Frauen, in schwarzer Gewandung wie auf alten biblischen Bildern, blicken nach unserm langsam vorüberfliegenden Schiff.

„Ist das da drüben ein Kerl oder eine Donna?“ fragt der eine Lieutenant.

„Natürlich eine Donna! Sie hat ja die Schnauze verbunden!“ belehrt ihn der andere. —

Einfahrt in das Rothe Meer. . . .

Hier wuchet zur jetzigen Zeit die größte Gluth der Welt. Wenn irgendwo „was Schönes“ ausgebrütet werden soll, schafft es hierher! Jetzt die Region des „dampfenden Schweißes“, wo die dünnen Tropenanzüge am Körper kleben, als wäre man soeben aus dem Wasser gezogen worden. . . . Solche Gluth schnürt gewissermaßen die Kehle zu; die Luft vertrüge mehr Sauerstoff. Zuweilen schnappt man wie ein Fisch, der in ein ihm unbehagliches Wasser versetzt ist. Ach, Kühlung, Kühlung! . . . Aber wie?

„Steward, eine Flasche Bier auf Eis!“

O, köstliche Augenblicke des Genusses! Aber sie sind theuer erkauft; bald darauf, wenn das für die Tropen zurechtgestuhte Getränk durch die Adern rinnt, ist das Schwitzen

um so heftiger. Da hat man wenig Begeisterung für das Granitzack des Sinai, das jetzt weit drüben in bläulicher Ferne emporragt. Man drückt die Stirn an die Marmortäfelung des Speisesaals oder legt die Hände um die Eisensäulen des Verdecks; man hofft, daß sie ein Glorienschein von Kälte umschwebt — aber nein, Alles warm.

Noch unheimlicher sind die Nächte in den gleich einem türkischen Bad durchglühten Cabinen. Man sucht sie erst nach Mitternacht auf, probirt nach allen Richtungen hin das Einschlafen und schleicht nach argem Mißerfolg wieder auf's Verdeck. Fast alle Passagiere liegen herum in Klappstühlen, auf Bänken, auf ausgebreiteten Plaids, indeß ein feuchtwarmer Wind daherbläst und für zukünftigen Rheumatismus sorgt.

Morgens, Angesichts des glühenden Sonnenballs, der längst auf dem Posten ist, wird das ganze Schiff abgesucht nach einem kühlen Plätzchen. Steuerbord hinauf — nichts; Backbord hinunter — nichts; das ganze Hauptdeck herum — gar nichts; auf dem Oberdeck — erst recht nichts. Der Schatten unter den ausgespannten Sonnensegeln — er kühl nicht. . . . So geht es fort, das grause Lied — tagelang, tagelang. . . .

Im Galgenhumor, den die Hitze reißt, fängt man an zu kalauern. Von „glühenden“ Umarmungen, „heißen“ Küssen mag man nichts wissen. Dagegen ist „kühles“, ja „frostmiges“ Lächeln eine erwünschte Sache. Die Ge-

fellshaft eines „windigen“ Gefellen wird mit Vergnügen gesucht, und wer da sagt: „Das läßt mich kalt,“ den hält man für den größten Aufschneider.

Unter der Tortur solcher Hitze weiß man nicht „hott“, nicht „hüh“. Mit stiller Behmuth gedenke ich jener Reisenden, die jetzt am Nordkap, im Glanz der Mitternachtssonne, nach der Brandung des Eismeers auslugen, gedenke ich eines deutschen Biergartens, wo die Gäste große Gläser frisch angezapftes, schäumendes, eiskaltes Pilsner schlürfen. Wo bist du, ja, wo bist du, fieberhaft ersehnte Fee „Kühlung“!

Ausreichend beschäftigt mit seiner Apotheke und Liebenswürdigkeit ist jetzt der Schiffsarzt. Die Hospital-Cabinen füllen sich mit Kranken, und nur zu oft wird berichtet, daß wieder Einer „zusammenklappte“. Das Tropenfieber regt seine düstern Schwingen. . . .

Fast alle Passagiere quält der „rothe Hund“ — ein von der Hitze ausgebrüteter, heftig juckender Hautausschlag, hinziehend über den ganzen Körper. Leicht erregbare Naturen müssen jetzt doppelt über sich wachen; dieser verheufelte „rothe Hund“, im Bunde mit der senkrecht herabstürzenden Sonnengluth, steigert die Reizbarkeit und Empfindesei zum höchsten Grad. Das Thermometer zeigt jetzt im Schatten 42°, in der Sonne 56°, im Maschinenraum 68° C. Wir treten in die Atmosphäre des Tropenkollers. — —

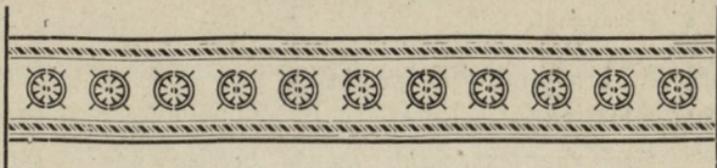
Tief und glücklich athme ich auf, wie am Horizont das Gefesse von Aden auftaucht. Außer dem „rothen Hund“, der auch mich zwei Tage lang malträdirte,

konnte ich die berüchtigten Strapazen im Rothen Meer tapfer ertragen, wurde mir die Fröhlichkeit nicht zertrümmert.

Während ich dies schreibe, surren zwei elektrisch bewegte Ventilatoren auf meinem Tisch. Nur inmitten dieser künstlichen Windströmung vermochte ich ratenweise den Artikel fertig zu stellen. Im Uebrigen ehrlich herausgesagt: die Schreiberei im Rothen Meer hol' der Kuckuck!

Nun herum um Kap Guardafui, und dann hinein in den Indischen Ocean, entgegen dem um diese Zeit stürmenden Monsun.

Wird er die Strapazen noch vergrößern? Oder wird er Milderung bringen? . . .



III.

Von Aden nach Deutsch-Ostafrika.

Die Felsen Adens. — Alt-Aden. — Malereien am eigenen Körper. — Vor einem Limonadenzelt. — Jenseits des Kap Guardafui. — Der Monsun. — Nächtliches Schiffsleben auf tropischem Meer. — Schlafstudien.

Dar-es-Salaam, 25. August.

Versteinter, melancholischer wie Aden mit seiner Umgebung sah ich noch kein Gelände. Das starrauf-troghende Gibraltar, der verödete Karst, die Lavafelder des Vesuv, die trostlose Gegend um Jerusalem — kein Vergleich mit diesem Aden. . . .

Schwärzlichgraue, phantastisch gezackte Felshöhen düstern die blaue Bucht entlang, düstern tief in's Land hinein. Da blüht kein Frühling, welkt kein Herbst. Schaurige Dede überall. . . . Nur die von den Fels-zinnen glänzenden englischen Kanonen erfreuen sich des besten Wohlseins; auch hier, wie beinahe in jeder Meeres-

gend, die strategisch „ä bissel was is“, nisten die Engländer.

Ein paar europäische Hotels brüsten sich in Gesellschaft einiger Kaufläden am Hafen. Davon mag ich nichts wissen. Mein Weg geht durch eine schwermüthige Steinwüste, vorüber an arabischen Kirchhöfen — jedes Grab ein Steinhaufen — und bringt mich endlich nach dem felsversteckten Alt-Uden.

Huh, glüht hier die Sonne in feuchtheißer Luft! Geregnet hat es nach den Mittheilungen meines Kutschers Affad nicht seit zwei Jahren. Von europäischem Leben keine Spur. Ich gerathe in eine waschechte Araberstadt, deren enge Straßen ich kreuz und quer durchbummle.

Was man thut in diesen Straßen? Handeln, betteln, faulenzten, schwadroniren, schlafen; ich kann beim besten Willen nicht entscheiden, welche dieser löblichen Beschäftigungen am schwunghaftesten betrieben wird. . . .

Halbnackte Geldwechsler springen herum. Ihre Hauptkassette besteht in einer Handvoll Silberstücke, die zwischen den schmutzigen Fingern klappern. Kranke liegen auf Strohmatte vor den niedrigen, weißschimmernden Häusern. Kreischende Weiber mit nackten Kindern auf dem Buckel machen sich bemerkbar. Tieffschwarze Neger, glänzend wie Pechkohle und fast ganz unbekleidet, ziehen einen schwerbeladenen Wagen dahin. Zur Erleichterung der Strapazen singen sie im Takt beim Knirschen der Räder: „Mkate! . . . mkate! . . . mkate!“ (Brot!), während der Schweiß von den faltigen Stirnen trieft.

Diese Udener Neger bekunden eine besondere Vor-

liebe für Malerei am eigenen Körper. Lange, dicke Haare wallen von ihren Köpfen, wahre Virtuosen-Mähnen, Lijst-Mähnen; aber einige Locken dieser kohlschwarzen Mähnen sind blond gefärbt. So wurde der Neger-Gigerl hergestellt. Sein Lendenschurz ist zerfetzt; Schmutz bedeckt die dunkle Haut — jedoch die Haarfrisur erfreut sich tadelloser Pracht. . . . Aehnlich kolorirt man die Bärte. Ich sehe einen hühnenhaften Kerl, der die nördliche Hälfte seines Backenbartes roth, die südliche gelb bepinselte.

Mit solcher Malerei wird sogar das liebe Vieh beglückt. „Mäh! . . . mäh!“ stellt sich mir meckernd eine junge Ziege vor. Sie ist mit rosafarbenen Ohren und grünem Schwanz geziert. Drüben an der kleinen Moschee bellt ein blauköpfiger Pudel einer Katze nach, die mit ihren rothen Pfötchen kokettirt.

Vor einem Limonadenzelt biete ich mir eine Erfrischung. Im Nu sind alle Bummler und Bettler der nächsten Umgebung um mich versammelt. Hundert schwarze Gesichter fletschen die weißen Zähne. Ein Knäuel von Händen streckt sich mir entgegen. Ja, meine Herrschaften, wenn ich Rothschild wäre! Aber so! Ein deutscher Schriftsteller! . . . Am effektivsten versteht ein winziger, nackter Bengel zu betteln, der sich dicht an meine Knie quetscht. Ich lege ein Silberstück in sein Schmutzhändchen — eins für alle. Eine „Bravo“-Salve aus der schwarzen Menge knattert mir in die Ohren.

Am Ende der Stadt, wo unheimliche Felsblöcke düstern, runden sich mächtige Cisternen. „Platz! Platz!“

Kameel-Karawanen, schwer beladen mit Kisten und Kästen und gefüllten Wasserschläuchen, traben vorüber. Stolz, weltverachtend schnüffeln Kameelnasen in die glühende Luft, schnüffeln hinüber nach dem in röthlicher Beleuchtung erglänzenden Ziehbrunnen. Ein junger Araber wiegt sich im Sattel. Melancholisch blickt er zurück, die Straße entlang, als hätte er da oben vor Antritt seiner Wüstenreise Abschied genommen von Zuleika, seinem Lieblingsweib.

Ach, ungern scheidet ich von diesem Auen mit seinen bunten Gestalten. Aber schon trägt mich mein Boot zurück zum Schiff, und schon wird der Anker aufgewunden.

Nun weiter in sechstägiger Meerfahrt!

Jenseits des Kap Guardafui erwartet mich der Monsun — ein Passatwind, der um diese Zeit hier im Indischen Ocean grause Herrschaft übt. . . . Hoiho! Da sind wir schon mit unserm neuen Schiff! Sofort nimmt er uns in Arbeit, dieser Teufels-Monsun. Er tobt und faust und wirbelt, als wäre er ein wahres Sturm-Ragout: etwas Föhn, gemischt mit Sirocco, versehen mit Samum, betupft mit Mistral, geziert mit ein bißchen Teifun.

Im dumpfen Gedonner, bald rollend, bald stampfend, ächzt der „Herzog“ durch die entgegenstürmende Brandung. Tief taucht sein Vordertheil in wirbelnde Wogen, die links und rechts als hochfliegender Gischt weit über die Kommandobrücke hinaufspringen und in der grellfunkelnden Sonne als Regenbogen glitzern.

Langsam, langsam ächzt das Schiff dahin — dahin durch hastige, über das ganze Verdeck hinwegende Sturzseen!

Wenn daheim ähnlicher Sturm das Land durchtobt, knirschen Wetterfahnen, krachen Thüren, ächzen Jalousien, heult's in hohen Thürmen, rollen Ziegel von den Dächern und theilnehmende Herzen bangen: „Ach, was mögen jetzt die armen Leute draußen auf dem Meere ausstehen!“ —

Inmitten der Einsamkeit des Indischen Oceans mache ich zur Zeit des Schlafengehens der „Dritten Kajüte“ einen Besuch. Ich will Dir ein Bild solch nächtlichen Schiffslebens auf tropischem Meere geben. . . .

Ob der Hitze meidet alles die Cabinen und drückt sich auf dem Verdeck herum. Aber man will hier nicht mit der Menge schlafen; im Gedämmer des Mondes sucht man einsame Schlafstellen. Sie finden sich in Winkeln, Nischen, Schlupflöchern, hinter Rettungsbooten, neben Haufen von Tauen, unter dickbauchigen Wasserfässern. . . . Ach, wie süß es sich da ruht! . . .

Lange dauert dies sorgsam gesuchte Alleinsein jedoch nicht. Nachbarschaft stellt sich ein. Kameradschaft macht sich breit. Bald alles ringsum bedeckt mit müden Körpern. . . . Noch einige halblaut geführte Unterhaltungen, etwas Flüstern und Wispern, und dann, eingewiegt von rollenden Wogen — tiefer Schlaf! — —

Als ich eine halbe Stunde später über dies Verdeck schleiche, muß ich Acht geben, daß ich auf Niemand trete. . . . O, wie sie im ersten Schlaf herumliegen: hier ordnungsmäßig aufgereiht, gleich den Todten nach

einem entsetzlichen Eisenbahnunglück: dort wirr durcheinander — ein schlafender Menschenhaufen. . . . Maha-
gonifarbene Negerbeine strecken sich vor; Kinder, eingehüllt in weiße Burnusse, erscheinen wie große Leinwandrollen; Kinder schmiegen sich an ihre Mutter, als wären es Küchlein einer Gluckhenne. Daneben reckt sich eine ägyptische Mumie — nein, ein krausbärtiger Kerl, eingepackt bis an den Hals in ein großkarriertes Plaid; um seine Stirn schlingt sich eine weiße Binde, ein Beweis für seine letzte Meinungsverschiedenheit vor einer gediegenen Prügelei. . . . Glückliche derjenige, welcher den Andern in einer Hängematte über den Nasenbaumeln kann.

Eine halbe Stunde später. . . .

Nun streut der Traumgott sein glitzend flitterwerk über all die Armen. Zeigt er ihnen die Goldfelder Transvaals, wo unermessliche Schätze winken? Oder die Auen der Heimath, welche sie, von Noth gepeinigt, verlassen mußten? Oder aufregende Löwenjagden in heißen afrikanischen Mondnächten? . . . Aufstöhnend, erschreckt von solchem Gaukelwerk, fahren Manche empor, während eine hereingepeitschte Sturzsee ihre Füße benezt und in kleinen, gurgelnden Rinnen abläuft. —

Wieder eine halbe Stunde später. . . .

Mein Gott, wie sieht es jetzt unter diesen Schläfern aus! Vollständig verändert alle Körperstellungen! Ja, sind das noch dieselben armen Teufel? . . . Einer liegt auf dem Bauch mit ausgebreiteten Armen, wie auf der Flucht gefallen durch einen Schuß in den Rücken. Ein

Anderer gleicht einem Fechter, der mit vorgebeugtem Leib und geballter Faust einen Ausfall macht. Ein Dritter streckt Arme und Beine weit von sich, als wolle er begeistert in die Welt hineinrufen: „Hurrah, hurrah! Endlich glücklich!“ Ein berufter Maschinist erscheint wie ein lauernder Alligator, der jeden Augenblick hinter den großen Eisenslügeln der Reserve-Schiffsschraube hervorschießen will. Die „Mumie“ aber gefällt sich in der Stellung eines Schnellläufers — etwa eines Preisschnellläufers, welcher die „Meisterschaft der Welt“ errang. . .

Und überall in die Luft ragende Arme, kreuz und quer durcheinander gestreckte Beine, phantastische Körperkrümmungen. Und dazu das Rollen und Stoßen des vom Monsun herumgeworfenen Schiffes. . . . Ach, jetzt sieht es auf diesem Verdeck aus wie nach einer mörderischen Gothen Schlacht, und mühsam muß ich mir beim Zurückkehren den Weg durch all die grauig hingemähten Mannen bahnen. . . . Schlaft wohl denn! Schlaft süß! Und möge euch Morpheus an Bord behüten! —

Vor einigen Tagen passirten wir den Aequator. Blau durchfluthet rings der Himmel. . . .

Nach der letzten Ortsberechnung des Kapitäns hat der „Herzog“ bis zur nächsten Station nur noch 210 Seemeilen zu durchlaufen. Wenn wieder Frühroth aufloht, wird es die Korallenküsten Deutsch-Ostafrikas vergolden. . . .



IV.

In Deutsch-Ostafrika.

Auf der Rhede von Tanga. — Deutsches Kolonialland. — „Polizei-Verordnung.“ — In der Markthalle. — Die kaiserlich deutsche Postagentur. — Eine deutsche Sittenstudie. — Dar-es-Salaam. — Das ostafrikanische Potsdam. — Gesellschaftliche Kastenordnung. — Europäische Chinesen. — Eine verfolgte Damenkapelle. — Abschied.

Dar-es-Salaam, 28. August.

„Bumm!“ Ein Kanonenschuß kracht vom Schiffsbord. . . . Drüben am Fort donnert die Willkommensalbe als Antwort. Dumpfrasselnd geht der Anker zur Tiefe. . . . Vom Ufer herüber bläst eine erfrischende Morgenbrise — würziger Waldduft von Palmen, Mango, Bananen, Brotbäumen, Pisang. In tropischer Pracht dehnt sich die sonnenvolle Küste. . . .

Es ist auf der Rhede von Tanga. Es ist angesichts einer deutschen Kolonie.

Bereinzelte Häuser mit breiten Veranden lugen

aus vollsaftigem Grün. Bläulicher Rauch wirbelt zwischen Kokospalmen hervor. Üppige Gestade liegen vor mir, Gestade — die seligkeitsstrunkene Phantasie von Hochzeitsreisenden kann sie nicht besser verklären.

So also sieht deutsches Kolonialland aus, das vielgeliebte, vielumstrittene, vielverlästerte, vielverteidigte! . . .

Ha, da rudern auch schon, im Boot „Gustel“, deutsche Landsleute heran und drängen fröhlich die Falltreppe herauf: „Herzlich willkommen!“ — „Aeh, äh, 'n Morjen!“ — „Na, wie sieht's in Europa aus?“

Aber hinein in den blühenden tropischen Rausch!

Raum habe ich den Fuß an's Land gesetzt, so glockt mich aus Palmen eine große, mit Lektüre bedeckte Tafel an. Ich lese: „Polizei-Berordnung“. Sie bestimmt, diese Polizei-Berordnung, daß in Tanga die Kneipen nachts zwölf Uhr geschlossen werden müssen. . . . Neben dieser „Berordnung“ klebt ein halbes Dutzend „Verfügungen“. . . .

Junge und alte Neger schleichen vorüber. Sie grüßen militärisch, indem sie die schmutzige Hand an den Krauskopf legen. Schwarze Gefangene, die mit Halstringen und Ketten aneinander geschlossen sind, werden von einem schwarzen Unteroffizier die Palmenallee entlang transportirt. In der einen Hand hält er das Gewehr, Modell 71, in der andern die Milpferdpeitsche. So sehe ich die Civilisation auf Vorposten. . . .

Während ich stundenlang herumsteige zwischen all der erotischen Pracht, zeigen sich bald freundlichere Bilder.

O, es steckt Leben in diesem Tanga! Straßenzüge sind markirt; einige neue Wohnhäuser werden aufgerichtet; Säulengänge wölben sich zu Kaufläden, und Baugründe wurden von Spekulanten belegt. . . . Jetzt ragen vor mir weiße, mit einem Blechdach überwellte Säulen empor. Es ist die Markthalle. Neger kaufen und verkaufen, schreien und lärmen. Ringsum, ausgebreitet auf dem Boden, gar verlockende Waaren: Kokosnüsse, Straußeneier, Zebrafelle, Haifischflossen, Bananen, gerösteter Mais, junge Affen. Auch ein „Konfektionsladen“ ist vorhanden: eine Art „Goldene 110“ für Negerlendenschurze. —

Und doch, in zweifelhaften Momenten will es mir scheinen, als habe das Städtchen eine große Zukunft — hinter sich, als wolle sich Vieles wieder schlafen legen, was erst mühselig aufwachte. Auch die erste deutsche Kolonial-Eisenbahn, die Usambara-Linie, Tanga-Korogwe, von der bisher kaum die Hälfte fertig wurde, ist schlafbereit.

Jetzt gerathe ich in die „Kaiserlich deutsche Postagentur“. Ich kaufe Postkarten und will mit einem Fünzig-Mark-Schein zahlen. „Deutsches Geld nehmen wir nicht“, sagt mir der Beamte. Ich versuche in vier verschiedenen Geschäften, „großen“ und kleinen, den Schein umzuwechseln. Ueberall die gleiche Antwort. „Was? Deutsches Geld? Nein. Haben Sie nicht englische Pfund?“

Am Ende des Ortes erhebt sich das Schulhaus. In diesen Tagen jedoch schläft der Lehrer nicht in

seiner Amtswohnung. Löwen und Hyänen unternehmen zuweilen bis in die Nähe nächtliche Besuche, und es soll nachgewiesen sein, daß sie nicht wegen der Lefesibel kommen. —

Mit vielen unserer aus Deutschland hierher gezogenen Landsleuten treffe ich zusammen. Beamte sind es zumeist und Kaufleute. O, sie verdienen Theilnahme, diese wackern Seelen, denn mehr als das unheimliche Klima maltrairt sie der Durst — der Tropendurst, gegen welchen der genial ausgebildete Münchener Durst als bescheidenes Weilchen blüht. Nun herrscht in diesem Tanga eine beständige Commerssstimmung, leeren trockene Kehlen Glas um Glas, heißt es, immer „noch eins“ genehmigen, immer „noch eins“ hinunterstürzen. Obscure Kneipen, wie „Zum lustigen Hans“ und „Zum lustigen Kasper“ stehen deshalb in vollster Pracht. Jetzt begreife ich es, wenn sich die Eingeborenen von einem ihrer Kollegen zuraunen: „Er trinkt wie ein Deutscher.“

Solch brave Landsleute haben Abends ihren Durst an Bord unseres Schiffes gebracht. Ach, nun drängt sich mir eine gar grausame Sittenstudie auf, die ich aus Gründen ehrlicher Beobachtung nicht von mir weisen darf. . . .

Das Gläserleeren ist im Schwung. Man trinkt und trinkt und pumpt sich voll. Bald verliert man den Kurs; Geister des Alkohols umnebeln das Hirn; man glaubt, das festgeankerte Schiff schwanke auf hoher See. In solch gehobener Stimmung befiehlt man, daß die Schiffskapelle „Deutschland, Deutschland über Alles“ spielt. . . .

Nun gegen Mitternacht. Alles im höchsten Stadium. Als schwerwuchtende Masse wird Einer die Falltreppe hinunter in sein Boot balancirt — ein tüchtiges Stück Arbeit. Vorsichtig, bedächtig nehmen ihn unten seine schwarzen Ruderer in Empfang. Kaum ist er hingesunken auf die Bank, sofort saust, wie in alter Gewohnheit, seine gelbe Gerte auf die schwarzen Buckel nieder, indeß sein Mund unverständliches Zeug lallt. Zum ersten Mal sehe ich das widerliche Bild, wie ein Weißer ohne Grund Neger schlägt, und schmerzlich zuckt das Herz zusammen. . . .

Das Boot verliert sich in der Dunkelheit. Mondgedämmer über der stillliegenden Rade, über den hohen Palmen, über allen Wipfeln. —

Zwei Tage später erreiche ich die Gouvernementsstadt Dar-es-Salaam. Sie erscheint mit ihren neuen weißen Gebäuden, die sich am „Wilhelms-Ufer“ entlang ziehen, wie ein Ostseebad ohne Gäste. Der neubackene, in Palmen grün gebettete Ort macht einen gar prächtigen Eindruck. In den breiten Straßen regt kräftiger Kleinhandel seine Schwingen, und das Fort am Hafen mit den beiden wachstehenden Sudanesen grüßt anmuthig daher.

Die deutsche Bewohnerschaft Dar-es-Salaams besteht aus drei Gesellschaftskreisen: Militär, Beamte, Kaufleute. Alle übrige Bevölkerung zählt nicht mit; die bevölkert bloß. Das Deutsch, so man hier spricht, hat eine eigenthümliche Klangfarbe. Das näfelt und näfelt, ist auffallend mit „äh“, „äh“ gespickt und treibt

mit der Verwendung des Wortes „schneidig“ wahren Luxus. Dar-es-Salaam ist das ostafrikanische Potsdam.

Soviel gesellige Freuden, welche daheim das Leben vergolden, von den hiesigen Deutschen auch entbehrt werden müssen, man schafft sich Ersatz dafür — Ersatz in einer peinlich strengen gesellschaftlichen Kastenordnung. Die deutsche Bevölkerung in Dar-es-Salaam ist dem Range nach fein säuberlich klassifiziert, fein säuberlich in „Messen“ abgestempelt. Solcher „Kasten“ giebt es mehr denn zwei Duzend: die „Offiziers-Messe“, die „Ober-Beamten-Messe“, die „Gouvernements-Beamten-Messe im Offiziersrang“, die „Deck-Offiziers-Messe“, die „Zoll- und Postbeamten-Messe“, die „Messe der Nichtkorporierten“ — was weiß ich!

Auch im gewöhnlichen Gesellschaftsleben richten diese „Messen“ ihre Schlagbäume auf. Ein neuer Deutscher hat sich hier niedergelassen. „Wer ist der Herr?“ Man nennt die „Messe“, zu welcher er gehört, und er ist vorgestellt. . . .

Dieses, im ostafrikanischen Sonnenbrand aufgebaute, nach dem Modell einer deutschen Winkelstadt geformte Posemuckeler Kastenwesen, an das sich die hiesigen Deutschen bereits als an etwas ganz Natürliches gewöhnt haben, ist für den fremden Beobachter von überaus komischer Wirkung. Darnach müssen wir Deutschen den Eingeborenen als ein Volk von Kasten erscheinen, etwa als eine Art europäischer Chinesen. . . .

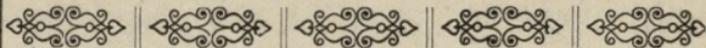
Besonders die Beamten sind in Dar-es-Salaam überaus zahlreich vertreten. Wenn man das Heer dieser

Leute sieht, da weiß man, in Deutsch-Ostafrika wird zwischen Palmen gar flott verwaltet, giebt es viele bureaukratische Pulte, von denen der Mückenschwarm von „Verordnungen“ und „Verfügungen“ und „Bestimmungen“ aufwirbelt.

In einer solch jungen Kolonie fehlt es naturgemäß an allen Ecken und Enden. Es fehlt auch an weißen Frauen. Mit den vorhandenen ließe sich kaum eine doppelte Quadrille besetzen. Eine Damenkapelle, welche sich einmal hierher verflog, mußte sich auflösen. Im Handumdrehen waren die Vertreterinnen der hervorragendsten Instrumente von den Notenpulten weggeheirathet. —

Mehrere Tage bin ich in Dar-es-Salaam herumgezogen. . . . Nun wieder Abend. Feierlich tönt von dem Thürmchen des Missionshauses die Abendglocke, tönt über Negerhütten, über Palmenwäldungen, über die weite Lagune, und der Himmel glüht im Spätroth.

Als ich beim Abschied im Nachen an Bord des Schiffes zurückschwankte — in greifbarer Plastik stehen all die frischen Eindrücke aus unserer ersten deutschen Kolonie vor mir. Dazu erzählt in schöner Begeisterung ein Verehrer dieses Landes von der Pracht, welche sich drüben hinter jenen, jetzt von goldenem Gewölk verhängten Gebirgsketten ausbreiten soll: überaus fruchtbare Landstrecken, kraftvolles Ackerland, metallreiche Höhenzüge, kurzum — ein Paradies. Ha, wenn erst das alles auf dieser von der Kultur noch unbetretenen Erde geweckt wird! . . . Herzliches Glückauf dazu! Aber — aber — —



V.

Randglossen zu Deutsch-Ostafrika.

Etwas Deutsches. — Wie Neger Deutsch lernen. — Geckenhafte Intelligenz. — Verkehr der Deutschen mit den Schwarzen. — Mangel einer Kolonisierungsmethode. — Allerhand Wünsche. — Der „Sausibar-fehler.“

Dar-es-Salaam, 1. September.

Heute aus Deutsch-Ostafrika etwas — Deutsches. . . .

Vor nicht gar langer Zeit, da zuckten gleich grellen Blitzen die Prozesse Leist, Wehlan, Schröder durch die aufhorchende Menge; da wirbelte auf all den Tummelplätzen, so man „öffentliche Meinung“ nennt, schmutzfarbiges Staubgewölk empor, und die Gemüther bei „Für“ und „Wider“ erhitzten sich.

Jetzt, wo ich in Tanga und Dar-es-Salaam, den beiden Hauptorten Deutsch-Ostafrikas herumziehe, rechne ich eine Studie über den Boden solch kolonialer Erscheinungen zu meinen Aufgaben. Sollte dabei Manchem so Manches nicht gefallen, was thut's! Es ist für den

ehrliehen Beobachter ein helles Vergnügen, Menschen und Dinge zu schildern, wie er sie findet — ohne bengalische Beleuchtung, ohne Retouche. . . . Auch gedieh an deutschostafrikaniſchen Geſtaden zuweilen manch roſig gefärbte Berichterſtattung, wurde manch Bouquet von Lobeshymnen für den Verſand zurecht gemacht. Wenn zur Abwechſelung eine Feder auftritt, welche nicht mit Roſenwaſſer parfümiert — „gut iſ!“ . . .

Nach dieſem etwas feierlichen Präludium zur Sache.

Wie ſieht es mit der „Bildung“ der Neger aus? Was haben ſie von deutſchem Weſen, deutſchem Geiſt angenommen, ſeit ſie unſere Landsleute geworden?

Wollen ſehen. . . . Ich habe mir ein paar Duzend Suaheli-Wörter eingepaukt. Raſch ruſe ich auf einer Straße Dar-eſ-Salaam's einige zwanzig Negerburſchen zuſammen, alle im Alter von etwa zwölf bis achtzehn Jahren, laſſe ſie im Schatten eines breitgeäſteten Mangobaumes niederhocken und — prüfe ſie im Deutſchen. Ich will wiſſen, ob deutſches Weſen bei ihnen bereits etwas abfärbte und bin geſpannt auf die Reſultate. Wie die ſchwarzen Augen dieſer halbnackten Kandidaten erwartungsvoll daherglozen, wie die weißen Zähne aus den offenen Wulſtſtippen blißen — ein eigenartiges Bild!

Das Examen beginnt.

„Wer weiß von Euch ein deutſches Wort?“

Sofort kommt eins geflogen.

„'n Morjen!“ ruft ein kleiner Krauskopf.

„Noch eins!“

„Schweinehund!“ fleiſcht ſtolz ſein breiter Mund.

„Recht so. Ist „Schweinehund“ ein gutes oder ein schlechtes Wort?“

Allgemeines Schweigen.

„Nennt mehr deutsche Wörter! Vorwärts!“

„Bier! . . . Besoffen! . . . Fauler Kopf!“ kreischt es durcheinander.

„Bravo! Weiter! Noch ein paar deutsche Wörter!“

Wieder allgemeines Schweigen. Verlegen stieren die schwarzen Augen auf's Meer hinaus.

„Vorwärts! Nachdenken! . . . Wer noch ein deutsches Wort weiß, bekommt von mir einen Pesa (2 Pfg.)“

Das wirkt Wunder. Die schwarzen Stirnen runzeln sich zu Denkerstirnen. Nackte Arme fuchteln in der Luft.

„Verboten! . . . Polizei! . . . Halt's Maul!“ schreit es freudig, und ich zahle drei Pesa aus.

Alle Schwarzköpfe maltrairten ersichtlich ihr Gehirn.

„Halt! Du Kleiner da hinten weißt auch noch eins.“

„Stillgestanden — Rindvieh!“

„Bravo, mein Junge!“

Nun ist der deutsche Wortvorrath erschöpft. Kein Sterbenswörtchen purzelt mehr heraus, und wenn ich für das Stück eine Rupie (1 Mark 25 Pfennig) böte. Das Examen ist beendet. —

Woher solch originelle Erziehungsergebnisse stammen? Von einem gesellschaftlichen Typus, den ich hier wiederholt beobachte. . . .

Da ist daheim irgendwo in unserem lieben Deutschland etwa irgend ein kleines Licht, eine etwas gedehnte Intelligenz, eine Null. Nie roch er in die Welt hinein,

nie blies ihm der Wind der Fremde um die Nase. Plötzlich geräth er nach Afrika, um seine Weisheit für die Neger auszupacken. In einer schönen Uniform durchzieht er die sonnenvollen Straßen, und ein schwarzer Diener folgt seinen Wegen. Die von breiten Negerlippen in Suaheli-Sprache devot gestammelte Anrede: „bana“, (Herr) oder gar „bana mkuba“ (hoher Herr) kitzelt und kost seine Eigenliebe.

Das absolute Verfügungsrecht über seine schwarze Bedienung, welche er ganz nach Laune knuffen und puffen kann, hat für ihn etwas Berauschendes. . . . Sei, wie ihm jetzt der Kamm schwillt! Wie ihn in seinem Heldentraum plötzlich die erhabene Erkenntniß überfällt: „Du bist wer!“

Mehr und mehr entzündet sich sein Ehrgeiz; der sonst trockene Bureaukrat hißt die Fahne geschwollener Wichtigthuerei auf. Wenn er jetzt unter den Negern, die seiner Anschauung gemäß ein Mittel Ding zwischen Mensch und Hund sind, herumkommandirt — er ist nichts weiter als ein großes Maul, ein großer Dünkel. . . . Solch Heldenthum, welches die klare Luft der Tropen verpestet, reißt gegebenen Falls Naturen, reißt Thaten à la Veist, Wehlan, Schröder tieftraurigen Angedenkens.

Und die meisten der hiesigen Deutschen! . . . Ich habe nur wenige gesehen, die im Verkehr mit den Schwarzen ihre natürliche Stimme beibehielten. Sobald sie zu Negern sprechen, nimmt der Ton eine gewisse Schimpffärbung an, in die einige Tropfen Galle geträufelt sind.

Bleibt das Militär. . . . Was nach den Kolonien geht, ist nicht immer hervorragendes Material. „Der Kerl mag in die afrikanische Schutztruppe einspringen; da paßt er hin“, heißt es nach Umständen. Wird jedoch ein begabter, ein tüchtiger Mensch von Reifegelüsten nach den tropischen Gefilden befallen, so sucht man ihn zu retten. „Was? Nach Afrika! Ach nein, mein Verehrtester, da sind Sie doch zu gut dazu!“

*Ich kenne mich
2 Kolonialalter
? je nicht her
des zu kennen*

Mieslerberger

Ist es denn so sehr zu verwundern, wenn bei minderwerthigem Material minderwerthige Leistungen zutage treten?

Anderß bei den Engländern, die doch auch etwas vom Kolonisieren verstehen. Nur die tüchtigsten Offiziere, die tüchtigsten Beamten, welche gediegenes Können bereits in der Heimath nach allen Kantten hin erprobten, dürfen als Auszeichnung nach den Kolonien ziehen. —

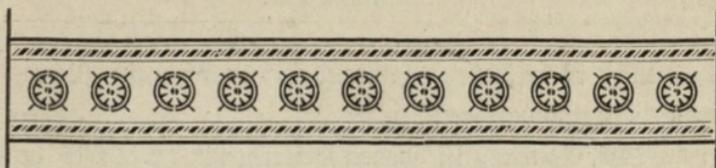
Viel habe ich in Tanga und Dar-es-Salaam herumguckt, herumgehört, herumbeobachtet. Bei unserem ganzen Kolonisieren fehlt es an einer bewährten Methode, an einer Kolonisierungsmethode. Dabei zucken allerhand Wünsche auf, deren Erfüllung nach hiesigen Erfahrungen dringend nöthig ist. . . .

Macht zu deutschen Kulturträgern weniger Militärs und Juristen, Lientenants und Assessoren — Leute, welche in diese hellsonnige Tropenatmosphäre verstaubte, nach engen heimischen Verhältnissen gemodelte Bureaukratie tragen! Zieht überflüssige Uniformen aus, gebt sie in der Garderobe ab und die vielen bordirten Mützen dazu! Auf Dressenkrum kommt es beim Kolonisieren

wahrlich nicht an. . . Und dann — schießt nicht Männer hieher, welche gleich Koloniallakaien nur erwägen: „Bist Du Deiner Umgebung untergeordnet? Oder beigeordnet? Oder übergeordnet?“ Solcher und ähnlicher Brimborium hat beim Aufeinanderprall zweier Rassen und zweier Civilisationen nicht mitzusprechen. Wählt zum Kolonisieren eher den praktischen, den gebildeten Kaufmann, und vergeßt nicht unsere altbewährten „Afrikaner“! —

Chronisch krankt Deutsch-Ostafrika am „Sansibar-Fehler“ — jenem unheimlichen Schnitzer, nach welchem man vor sechs Jahren die unserer Kolonie vorgelagerte und im ganzen Indischen Ocean dominierende Prachtinsel Sansibar den Engländern für den Brocken Helgoland hinspielte. So gab man ein Königreich Bayern für ein Fürstenthum Neuß, ein herrliches Biergespann arabischer Hengste für eine Hundefuhre, ein Glas schäumenden Sekt für einen Fingerhut voll Fusel. . . . Alle nennenswerthen Geschäfte in Tanga und Dar-es-Salaam, es sind nur Filialen von Hauptfirmen in Sansibar. Nun wird der deutsche Handel Ostafrikas vom englischen Sansibar beherrscht. Der Besitz dieses ostafrikanischen London verbürgte für unsere Kolonie eine herrliche Zukunft. Doch Sansibar, die ostafrikanische Metropole, ist für uns verloren — verloren. . . .

Helgoland, profit!



VI.

Sansibar.

Ein orientalischer Märchentraum. — Flaggen auf Halbmast.
— Die verhängnißvolle Depesche. — Vor den Sultanspalästen.
— Schreckbilder. — Aus dem Harem. — Die Moschee. —
Das Bombardement.

Sansibar, 5. September.

Wer hörte nicht von Sansibar, diesem orientalischen Märchentraum im Indischen Ocean! . . .

Blau und klar funkelt über dem zaubervollen Eiland der tropische Himmel; Palmenwipfel wiegen sich im leisen Winde, und die weiße Stadt mit den weißen Sultanspalästen erschimmert am Gestade. —

Aber was ist das? . . .

Raum tritt unser Schiff in den Hafen — auf all den ringsum ankernden Kriegsschiffen, einheimischen und fremden, sinken die Flaggen auf Halbmast, und auf Halbmast auch flattern die Fahnen drüben von den Palästen.

Was ist geschehen, während wir draußen in Meeres-öden herumschwammen?

„Der Sultan ist soeben gestorben!“ pläzt es aus dem ersten der heranschwärmenden Boote herauf auf's Verdeck.

Der Sultan von Sansibar! Todt! Und ich wollte ihn gerade morgen interviewen!

Jetzt, dort am Sultansschiff „Glasgow“, verändert sich die Scene. Von Halbmast schweben plötzlich die blutrothen Flaggen wieder auf Ganzmast. Kanonen erdröhnen, und Pulbergewölk wirbelt über die Wogen — Salutschießen für den neuen Sultan, der soeben drüben im Palast den „Thron seiner Väter“ bestieg.

So fuhren wir mit unserm Schiff direkt hinein in eine Art historisches Ereigniß.

In der Stadt empfängt mich fieberhaftes Durcheinander. Wo ich auch in den engen Straßen herumkrieche — überall erregte Menschenmassen. Die ganze Bevölkerung — Muhamedaner, Jnder, Neger — ist auf den Beinen; Jeder bewaffnet sich mit Schwert, Revolver oder Speer. Dazwischen Patrouillen barfüßiger Sultanssoldaten, Blitzen der Bajonette, kreischende Kommandorufe. Alle Geschäfte geschlossen. . . .

Ich passiere verschiedene Konsulate, das deutsche, das portugiesische, das französische, das österreichische. Vor jedem liegen starke Wachtposten. Ich fühle, etwas Außerordentliches bereitet sich vor, und es wird mir unheimlich zu Muthe in diesem tollen Wirrwarr. Ja, wie ich mich in den Schmutzgäßchen weiter die Häuser

entlang dränge — ehrlich herausgesagt, ich werde von Furcht gepackt. . . . Allerhand Gefahren lauern ringsum. Die sonnenvolle Stadt hat plötzlich etwas Unheil-drohendes; Niemand weiß, was die nächste Minute bringt. Ich wittere Straßenkampf, der jeden Augenblick losbrechen kann. Ach, wenn ich erst wieder zurück wäre an Bord des Schiffes!

Je mehr ich mich den Sultanspalästen nähere, umso größer wird der Tumult. Jetzt erfahre ich auch, was los ist: die Engländer erheben Einspruch gegen die Thronbesteigung des neuen Sultans. Sie haben von ihren Kriegsschiffen Truppen gelandet und gegenüber den Sultanssoldaten vor den Palästen Aufstellung genommen. Koransprüche in goldenen Schriftzügen blicken von weißen Wänden herab auf die kampfbereiten Gegner. Das Blutvergießen kann jeden Augenblick beginnen; es fehlt nur noch das Kommandowort. . . .

So verharret man stundenlang. Wer wird zuerst angreifen? . . . Die Engländer warten auf eine entscheidende Depesche aus London.

* * *

Drei Tage später. . . .

Ich bin inzwischen in Dar-es-Salaam gewesen und kehre nach Sansibar zurück. Die verhängnißvolle Depesche ist eingetroffen. Sie befahl dem englischen Geschwader das Bombardement der Stadt, falls der Sultan am folgenden Morgen bis neun Uhr Thron und Palast nicht verlassen hat.

Soeben wurde es beendet, dies schauervolle Bombardement, diese entsetzliche Tragödie voll Blut und Jammer. In Grund geschossen ist die „Glasgow“, das prunkvolle Sultansschiff; gebrochen ragen die gelben Masten aus den blauen Fluthen. . . .

Ein Schreckbild zeigt sich mir, wie ich an's Land steige. Die vorgestern noch so stolzen Paläste — ich sehe sie wieder als rauchende Trümmerhaufen. Brandgeruch, vermischt mit Geruch nach Leichen, schlägt mir entgegen, während ich der Stätte des Todes näher trete. Selbst die vom Meer herüber wehende frische Brise vermag diesen Pesthauch nicht von dannen zu fegen. . . .

O, nimmer sah ich solches Elend! Hier, dicht an der Straße, geknickte Palmen, aufgewühlter Boden, gestürzte Säulen, breite Spuren von Blutlachen. Ringsum, im Roth verstreut, Säbel, rothe Kämpis, Bajonette, zerbrochene Flintenkolben. Dort zerschossene Munitionswagen, zertrümmerte Kanonen, aufgehäufte Sandsäcke, die als Barrikade dienten.

Gar brutal haben die Granaten die verschwiegene Fraulichkeit des Harems enthüllt. Das weiße Gemäuer ist aufgerissen, und durch die weitklaffende, rauchgeschwärzte Oeffnung lugen imposante Kronleuchter, hohe Spiegel, rothsammetne Polster, todte Papageien in verbogenen Bauern — Alles vernichtet und umqualmt von aufstiebigem Staubgewölk. . . Aber erst im Haremsgarten! Da werden in sengender Hitze, in stechender Tropengluth Hunderte von Verwundeten aufgelesen, Leichen aufgeschichtet. Eben zieht man aus Mauertrümmern mehrere Neger hervor.

Fahl, verzerrt sind die schwarzen Gesichter, bedeckt mit Blut und Erde.

Entsetzlich sieht es in der nahen Moschee aus. Hierher hatten sich in der Verzweiflung gegen dreihundert Muhamedaner geflüchtet; hier suchten sie, inbrünstig zu Allah rufend, Rettung. Da schlugen zwei Granaten zugleich ein, und Alle, Alle fanden den Tod. Zertrümmert liegen die schlanken Säulen am Boden, und aus dem zum Waschen bestimmten Marmorbecken düstert mir eine Blutlache entgegen.

Ein alter, halbnackter Neger klettert, wie betäubt vom Kummer, über gestürztes Steingeröll. Angstvoll späht er in alle Rigen. Sucht er einen Sohn? Einen Bruder? Einen Freund? . . . Mir ist, als höre ich schmerzdurchbebt Negerherzen pochen inmitten dieser Verwüstung.

Und immer neue Schreckbilder, neue Schauer scenen drängen sich heran. Zwei dürre Hunde lecken am blutigen Marmorgestein, und wie ich den Blick zur Ferne wende, schwärmen Nasgeier über den Hafen und lassen sich freischend auf gestürzten Palmen nieder. . . .

Wer hörte nicht von Sausibar, diesem orientalischen Märchentraum im Indischen Ocean!

* * *

Wieder zurückgekehrt an Bord des Schiffes, stelle ich mir im Geist den Verlauf dieses schaurigen Bombardements vor. All die finstern, soeben die Seele erschütternden

Eindrücke, dann besonders hervorstechende Erscheinungen, wie die Muhamedaner im Bethaus, der Harem, die Barrikaden, helfen das Bild vervollständigen. . . .

Es ist morgens gegen neun Uhr. Die Frist, welche die Engländer dem neuen Sultan zur Räumung des Palastes stellten, geht zu Ende. Lustig aber flattert noch seine rothe Fahne von hoher Zinne. Alle Herzen in furchtbarer Erwartung. . . . Da schlägt es neun Uhr drüben vom Thurm: eins — zwei — drei . . . Sansibar ist stumm, regungslos . . . vier — fünf — sechs . . . Was wird geschehen? . . . sieben — acht — neun.

Bumm! kracht es augenblicklich vom englischen Geschwader. . . . Bumm! antwortet sofort ein Granatschuß vom Sultansschiff „Glasgow“.

Die Beschießung ist eröffnet. . . . Barmherzigkeit!

Granaten zischen in glühende Luft. Raucherfüllt der ganze Hafen. Tod und Verderben auf ihrem Siegeszug. Einer der ersten Kanonenschüsse schmettert in den Harem. Wie ein Schwarm aufflatternder Rebhühner will der prachtvolle Plunder da drinnen von dannen fliehen — aber nein, alles bleibt vernichtet am Platze. Unerhörte Mezelei an der Landungsbrücke. Dort steht die dürstige Artillerie des Sultans, bedient von Persern. Ein englischer Granatenregen — und Hunderte liegen todt und zerschmettert am Boden.

Schon jetzt, nach wenig Minuten, beherrscht das englische Geschwader das ganze Terrain, könnten die englischen Batterien bei ihrer zehnfachen Ueberlegenheit das Feuern gegen die bereits vernichteten Araber einstellen.

Doch die Geſchütze donnern weiter im Kampf der Brutalität wider die Raivität.

Was ſich von der Bevölkerung in der Nähe der Paläfte heruntreibt, es ſtarrt plötzlich dem Tod in's Geſicht. „Ha, Rettung! Rettung!“ ſchreit es durch die Gaſſen. . . „Wo?“ . . . „Im Bethaus!“ . . . Alles drängt in fiebernder Angſt durch die enge Pforte. Alles wirft ſich auf den Boden. Weinend, ſeufzend, ſchreiend betet es inbrünſtig, mit ausgeſtreckten Armen: „Allah! Hilfe! Hilfe!“ aus der zuſammengepferchten Menge. Draußen dröhnen die Kanonen, beb't die Erde, tobt Entſetzen. . . Da — zwei Granaten ſchmettern mit lautem Gedonner zugleich herein, und — bald iſt's ſtill, todtenſtill im Bethaus.

Noch vierzig Minuten dauert dies hölliſche Vernichten. Dann ſinkt die rothe Fahne, und der Sultan flüchtet mit ſeinen Begleitern nach dem deutſchen Konſulat. . . Todesſchaurig ragen die Palaſtruinen zum blauen Himmel. — —

Ich blicke über die Palmenwälder, über das funkelnde Meer, über die am fernen Strand weißſchimmernden Villen. „O du herrliches Eiland!“ möchte es aufſchreien in meinem Herzen, „wenn du noch unter deutſchem Schutze ſtündeſt! Nun aber ſchlucken dich bald die Engländer!“ . . .

Wer hörte nicht von Sanſibar, dem orientaliſchen Märchentraum im Indischen Ocean!



VII.

Ein Ausflug auf Sansibar.

Auf dem „Sattelplatz“ der Esel. — Der Ritt durch die Stadt. — In Tropenpracht. — Rast vor der Negerhütte. — Ein Fischessen. — „Ha, ein Klavier!“ — Heimkehr. — Wie man Sansibar gegen Helgoland tauschte.

Sansibar, 7. September.

Blauklare Insektluft . . . Im üppigen Gefühle froher Unternehmungslust, in strahlender Morgenstunde, wo Freude und Frische in Luft und Wolken hängen, wird ein Ausflug zu Esel inscenirt — hinaus auf's Land, hinaus in die Schampa.

In Gesellschaft einiger Prachtmenschen, Leuten von der „Partie“, geht es nach dem „Sattelplatz“. Nein, dort diese mit Henna rothgefärbten Sansibar-Esel sind keine Durchschnittsesel von gewöhnlichem Talent! Wie sie uns in den weißen Tropenanzügen um die verfallene, palmenbeschattete Mauer biegen und auf den Plan treten sehen — gleich ist es, als ob sie wüßten: „Halloh, es geht los!“

So, ihr braven Thiere . . . hübsch still halten . . . die Köpfe in braunledernes Halfterzeug gesteckt, nun grellrothe, wie in Zinnoberfarbe gestärkte Decken auf die Rücken gelegt . . . schwupp, die Beine darüber gehängt und von dannen gehoppelt durch das Straßenlabyrinth. Hopp, hopp, hopp . . . Leichtfüßig springt unser Treiber Abdallah hintennach.

Von der olympischen Höhe meines Esels herab sehe ich das buntverworrne Treiben der ganzen Stadt.

Dahin geht's durch krumme, winkelige Gassen, wo sich mächtige Kaufläden brüsten, strotzend von grellfarbigen Geweben und feinen Silberarbeiten und Waaren jeder Art . . . hopp, hopp . . . Vorbei an weißen, über das blaue Meer hinschimmernden, hochummauerten Palästen; vorbei an elenden Hütten, aus denen undefinirbarer Geruch der erschreckten Nase entgegenbrodelt; vorbei an düstern Reihen feierlich dahertransportierter Verbrecher, die mit langen, an Halseisen befestigten Ketten aneinander geschmiedet sind . . . hopp, hopp . . .

Schlangenbändiger und indische Zauberer gucken von ihren erhöhten Plätzen über die Köpfe der neugierigen Menge nach unserer fröhlichen Karawane; pockenrarbige, zahnlose Negerfrauen mit schmutzigen Kindern auf den nackten Rücken weichen scheu aus, und vor einer lustigen, lärmenden Menge, Leuten in langen Tunikas, Kastanen oder Hüftentüchern, reiten wir stramm Parade . . . hopp, hopp . . .

Und jetzt der Markt mit seinem Mischmasch von Rationalitäten, seinem bunten Gedränge von Arabern,

Indern, Persern, Chinesen, Kulis, Negern verschiedenster Stämme, seinem Handeln und Feilschen um Ichneumons Papageien, Affen, mit seinen unzähligen grobgearbeiteten Körben, aus denen herrlichste Früchte lachen — der Markt mit seiner Welt von fremdartigsten Eindrücken . . . Und trotzdem — bei diesem tollen Menschenwirrwarr nirgends Schimpfen, Spectakeln, Aufblähen . . . hopp, hopp

Vorbei an Ölmühlen, bewegt von maulverbundenen Kameelen, welche langsam, bedächtig, in blöder Würde im Kreise herumtraben; vorbei am Exerzierplatz barfüßiger Sultanssoldaten in rothen Käppis Nun durch die Madagaskar-Vorstadt mit ihren Baracken aus Lehm und Stroh und Palmenblättern . . . hopp, hopp . . .

Unsere Freude kommt in rascheres Tempo, das Vergnügen des Eselreitens in flotteren Pulsschlag, und tief athme ich helle, mir blutsverwandte Fröhlichkeit.

Dicht hinter der Stadt geht's hinein in phantastische Tropenpracht. Gleich einer Säulenhalle ragen schlanke Kokospalmen empor, darüber hingewölbt die lustigen Wipfel. Leises, feierliches Rauschen und Weben in den von der Sonne durchblitzten Zweigen Weiterhin düstern riesige Mangobäume und grüngelbes Nelken- gesträuch, leuchten Unmassen goldschimmernder Drangen und Mandarinen und Limonen aus glänzendem Blätterwerk. Durch eine Lichtung blinkt von Ferne das glatte, tiefblaue Meer und der Hafen mit seinen Masten und Schiffskolossen und rothbraunen Segeln der arabischen Dhaus — blinkt die ganze Stadt mit ihrem weißen Leuchthurm.

Jetzt schlängelt sich der Weg hinein in's tropische Urwald Dickicht. Ringsum kühles Halbdunkel, wo nur eines leuchtet: die feurig aufblühende, sammetne Blumenpracht — nur eines lebt: das fröhliche Geschwätz der herumschwärmenden, buntfarbenen Vögel. Sonst feierliches Schweigen Mir ist, als sei ich der brausenden Welt da draußen abhanden gekommen, als sei ich hineingeschlüpft in's blaue, anheimelnde Zauberreich tropischer Poesie. Aufjubeln möcht' ich ob der Pracht dieser gottbegnadeten Insel. Jetzt erscheint sie mir wie ein Ort, wo alle Paradiese der Welt ihre Generalversammlung abhalten.

Aber was ist das?

Plötzlich geht ein unerwarteter warmer Tropenregen über dem dichten, saftgrünen Laubwerk nieder, plätschernd, triefend, rauschend. Er kann unsere Fröhlichkeit nicht verwüsten, o nein — aber er weicht die grelle Zinnoberfarbe der Satteldecken auf. Bald klebt dicke, rothe Tünche an den weißen Beinkleidern, zieht, je mehr sie vom Regen verdünnt wird, schmierige Bahnen die Nähte entlang und tröpfelt dann, gleich großen Blutstropfen, auf den Sandboden.

Bald ist diese feuchte Episode vorüber. Auch gelangen wir aus dem Urwald in's Freie. Nun alles in der Natur wieder glänzend, dustend, fröhlich Weiter und weiter durchziehen wir das herrliche Eiland. Manchmal lugen weiße Landhäuser aus dunklem Grün oder erschimert ein imposanter Palast des Sultans oder breiten sich Wiesen aus mit mächtigem Graswuchs

oder blinkt ein schilfreicher Teich. Keine düsterstimmende Waldlandschaft, keine unwegsamen Fels Höhen, keine sonnen-glühende Bergspitze.

An einer kleinen, palmenumsäumten Bucht, vor einer Negerhütte wird Halt gemacht. Der „Haus herr“ mit seinen Frauen und einem Schwarm von Kindern ist sofort zur Stelle. O, dieser Glückliche! Ein faden-scheiniger Rock, aus dessen Ärmeln neugierige Ellbogen gucken, ausgefranzte Hosen, schiefgetretene Abfüße — solche Luxusgegenstände sind ihm fremde Welten. Wenn nur auf seiner schwarzen, wie gegerbten Haut der Lenden-schurz prall sitzt, ist er zufrieden.

Wir lagern uns in den flimmernden Sand. Die zaubervollste Strandidylle ist fertig. Draußen über der ruhigen Wasserfläche, in der sich der ganze Horizont spiegelt, schnellen zuweilen Fische empor, und ihre silber-glänzenden Schuppen funkeln einige Augenblicke in der Sonne.

„Hei, jetzt etwas zu essen!“

Nur kurze Zeit, und der Neger hat mit seinem Netz einige dieser übermüthigen Springer herausgefischt. Er zündet ein Feuer an, spaltet Weidenruthen, klemmt die Fische hinein, steckt die Ruthen rings um's Feuer in die Erde, und das Braten und Schmoren beginnt.

Niedergekauert um die prasselnden Flammen erschnen wir unsere Mahlzeit. Hm, wie das appetitlich bruzelt und duftend die Nase umschmeichelt! . . . Jetzt werden die Weidenruthen umgedreht und so die Schwänze der Fische dem Feuer zugekehrt. Und endlich — fertig! Das Essen beginnt.

Oft hab' ich an reichbesetzter Tafel in gepuzter Gesellschaft Fisch gegessen, während dunkle Frauenaugen leuchteten und purpurner Wein in den Gläsern funkelte. So wie dieser Fisch, den ich, auf einem Sandhaufen hockend, in der bloßen Hand halte, schmeckte mir keiner.

Aber selbst dieser Hochgenuß erfährt noch eine Steigerung. Eins, zwei, drei — klettert ein Negerjunge auf eine Palme und holt oben aus dem grünen Bereich einige Kokosnüsse herab. Rasch sind sie geöffnet, und kühler Palmwein kreist in der fidelel Kunde O, ihr kleinlichen, galligen, böshaften Menschen da draußen, ihr Verleumdungsmeier, ihr bürokratischen Tüpfeljäger, ihr Leute mit den enggeistigen Horizonten, ihr Mucker und Ducker — könntet ihr euch von der Weihe solcher Augenblicke einmal durchschauern lassen! . . .

„Ha, ein Klavier!“ ruft überrascht einer meiner Reisegefährten. Jawohl, ein Klavier, und was für eins! . . . Der Neger hat etwa ein Duzend Holzklötzchen herbeigeschleppt und sie der Größe nach auf den Sand gelegt. Nun kauert er sich nieder und bearbeitet sie mit einem Holzhammer — die „rauschende Musik“ ist im Gange. Aber er kann nicht Takt halten, dieser brave schwarze Musikante. Pah, was thut's! Schön ist's auf dieser Welt, selbst wenn nicht alles im Takte geht! —

Doch auch die schönsten Stunden ziehen zu Rüste. Wir schicken uns an zur Heimkehr.

Unterwegs ist nur die Rede von diesem herrlichen Sansibar — der wunderbaren Zauberinsel, die vor

wenig Jahren noch unter deutscher Oberherrschaft stand. In seiner ganzen Schaurigkeit tritt uns jetzt dieser Verlust wieder vor Augen

Indem man Sansibar gegen Helgoland tauschte, vollzog sich der ungleichste Handel, den die Phantasie zurechtdenken kann. Man gab leuchtenden Tropenhimmel für wolkenverhängte Nebelhorizonte; gab ein fröhliches Naturvolk für eine Handvoll wortfarger, verdrießlicher Menschen, die uns auch jetzt noch beim sommerlichen Ausbooten um zwei Mark à Person pressen; gab duftige, vom sonnenvollen Strand herüberlachende Palmenwäldungen für ein rothschmuziges, beständig abbröckelndes Felsstückchen, gab eine mächtige, die ganze ostafrikanische Küste, den ganzen Indischen Ocean beherrschende, orientalische Weltstadt für ein Nordsee-Posemüchel . . . Was in Ostafrika auch Großes in Scene gesetzt wurde — stets nahm es seinen Adlerflug von Sansibar aus.

Wie? Kaufen die Engländer solche Zaubergerade so billig? Mußte unser deutsches Vaterland damals Paradiese verramschen, Paradiese verschleudern, Paradiese vermakulieren?

Deutschland, ach wer weiß unter welcher Markose, hat damals von dieser traurigen Sansibar-Amputation nicht viel gemerkt. Einige Blindlings-Hurrahschreier ignorierten sogar den Verlust und jubelten über das Tüpfelchen Helgoland als geniale Mehrung des Reichs.

Der gute Deutsche weiß wirklich nicht, soll er über die Weisheit der Diplomaten von dazumal hell auflachen oder schmerzlich grollen.

Wie in aller Welt durfte man es wagen, Sansibar, diesen tropischen Edelstein, herauszubringen aus dem Geschmeide des deutschen Reichs! Nun ist der einst köstliche Besitz für unser Vaterland eine begrabene Freude

Wer als deutscher Patriot beim Weiterreisen das blaue Eiland im Meer verschwinden sieht — ihm ist, als sinke ein Stück seiner goldensten Jugendzeit hinab.



VIII.

Eine portugiesische Kolonie.

Mozambique. — Eine träumerische Stadt. — Schlafmüßigen-
Atmosphäre. — Drei Deutsche. — Die Wasserhose. — Ankunft
in Beira. — Neue Kolonisierungsmethode. — Ein Landsmann.
— Afrikanische Existenzen.

Beira, 14. September.

So — da schiebt sich wieder neues Land vor
unser Schiff, guckt eine neue Stadt in meine trauliche
Cabine. Das Land ist die portugiesische Kolonie Mo-
zambique, und den gleichen Namen trägt drüben die
träumerische Stadt.

Berödet liegt der tiefbuchtige Hafen; unser „Herzog“
ist das einzige Schiff, welches heute hier ankert. Kaum
daß noch einige alterzmüde Boote herumschaukeln, oder
ein schmutziger Leichter von Negern nach dem Ufer bug-
sirt wird. Berödet auch liegt der sonnenvolle Quai,

der palmenbestandene Hauptplatz, die altmodische Festung. Eingelullt oder noch gar nicht erwacht — der Einsamkeit, dem Schweigen überlassen — die ganze Metropole. . .

Und doch steckt diese portugiesische Kolonie nicht mehr in ihrem Backfischalter. Ehrwürdig ergraut lugt sie schon aus den Zeiten Vasco de Gama's in unsere Gegenwart herüber.

Aber nein — ich darf diesem braven Mozambique nicht Unrecht thun; es hat's sogar schon zu einem kleinen Hotel gebracht — dem „Hotel Cosmopolite“. Schade nur, daß in diesem tapfern Etablissement der Bankerott in allen Fugen sitzt, daß es in regelmäßigen Intervallen todesmuthig pleite macht. Trotzdem findet sich immer wieder ein phantastischer Mensch, der als Hotelier einige Zeit vor leeren Tischen und Stühlen herumcharmirt. —

Von der über dem Städtchen liegenden Schlafmützen-Atmosphäre wird die ganze Bevölkerung gehätschelt. Nun geschieht Alles im majestätischen Tempo des Schneefenganges, hat Alles gewaltigen Ueberfluß an Zeit, kann Alles warten, warten, warten. . . . Was wir in unseren Großstädten „fieberhafte Hast“ nennen, das ist hier unbekannt.

Ich will am Postschalter Briefmarken kaufen. Der Beamte läßt sich gerade von einem Neger an einem Hintertischchen Kaffee kredenzen. Dienstfeurig ruft er mir zu, daß er gleich kommen werde, löffelt aber erst in vielen kleinen Schlucken die ganze Tasse aus und — dann noch eine Tasse. Hierauf stopft er sich bedachtsam die Pfeife,

spuckt aus, niest kräftig — zi! zi! — und verwickelt sich hierauf in eine schätzernde Unterhaltung mit einer durch's Fenster kokettirenden Negerin. Endlich, nach gewissenhafter Erledigung all dieser Beschäftigungen, tritt er mit eleganter Liebenswürdigkeit an den Schalter, um mir mitzutheilen, daß er soviel Briefmarken, wie ich wünsche, nicht auf Lager habe. . . . Und das Alles in tropischer Hitze, wo das Blut ohnehin fiebert! Sternkreuzbombenelement!

In Mozambique wohnen im Ganzen drei Deutsche — ausreichende Mannschaft zu einem flotten Stat. Jedoch an solch kühnes Unterfangen ist nicht zu denken; denn diese drei einsamen Landsleute sind derart verfeindet, daß Jeder den Andern für den schlechtesten Kerl hält an der ganzen ostafrikanischen Küste.

Wenn Mozambique noch herrlich erblühen soll, ist erst ein Hochgebirge von Schlafmüdigkeit abzugraben, ein Meer von Langweile trocken zu legen. Die letzten Jahrhunderte brachten dies nicht zu Stande, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß es unter der portugiesischen Flagge den nächsten Jahrhunderten gelingt. Mozambique gehört zu jenen schönen Gegenden, in denen das bischen Kultur als dickflüssige Masse stockt. —

Nach solch dürftigen geographischen Genüssen ist es der alte, lebenswürdige Indische Ocean, der mich während der dreitägigen Weiterfahrt nach Beira etwas entschädigt. Er zeigt mir als effektiv voll inscenirtes Ausstattungsstück eine Wasserhose. . . .

Ich stehe am Schiffsgeländer und gucke nach dem leuchtenden Horizont. Da oben, in dem liederlich durcheinander gehängten Gewölk, fängt es an, sich zu ballen und zu ballen, bis sich plötzlich die Wolkenmassen zu einem umgekehrten Krater formen — einem Krater mit der Spitze nach unten, welcher statt Feuer Wasser speit, das beim Herabstürzen in die ungeheure Leere verschwindet. . . . Und jetzt — ha, da verwandelt sich der Krater in einen Riesentrichter! Ein stromartiger Wasserstrahl entquillt der tiefhängenden Oeffnung, zieht durch den klaren Aether einen langen, sich im Winde krümmenden Wasserstreifen — vielmehr ein dickes Wasserseil, das auf einmal Himmel und Meer verbindet. Dort aber, wo dies Seil unten das blauflimmernde Meer berührt, dort wirbelt und kocht und sprüht und schäumt das Wasser hoch empor und funkelt in der grellglitzernden Sonne. . . . Doch was ist das? Jetzt ist oben die Wolkenmasse kein Trichter mehr; jetzt ist es ein hochschwebender Ballon captiv, dessen Verbindungsseil plötzlich reißt, während oben der düstere Wolkenballon entflieht in schwarzes, dräuendes Gewölk — ein Gewölk voll tausend phantastischer Formen und Gestalten. Jetzt erscheint es wie ein riesiger Haifischrachen mit zwei langen Reihen spitzer Zähne. Das glockt vom Himmel weitgeöffnet und gefräßig auf mich herab, glockt und glockt. . . . Und wie das Schiff weiter zieht, wie der Trichter, der Krater, der Ballon captiv in diesem Haifischrachen verschwinden, ist es mir, als falle der Horizont herab, und dies ganze imposante Naturereigniß

wäre mir nur gezeigt worden von einem beängstigten Traum. —

Nun bin ich in Beira angelangt. Hei, ist das ein Städtchen — besser, der Anfang eines Städtchens, eine Stadt als Embryo! . . . Aber dieses hoffnungsvolle Lumpenest ist der Hafenplatz für das aufblühende Hinterland Rhodesia, ist Kandidat einer dereinstigen Weltstadt.

Schüchtern und bescheiden stehen kreuz und quer einige auf Pfählen ruhende Wellblechhäuser herum. Dazwischen strecken sich vier oder fünf trübselige Sandstraßen, in deren grobkörnigem Kies ich bis an die Knöchel umherwate. Ich könnte auch fahren; denn schmale Schienen dehnen sich dahin, und die darauffstehenden Karren werden statt von Pferden, von krausköpfigen Negern gezogen. Aber eine solche Menschenbahn hat für mein Empfinden nichts Einladendes.

Kneipen, oder wie es hier heißt, „Hotels“, sehe ich in Massen. Das Städtchen wird nach der neuen Kolonisierungsmethode behandelt; darnach errichtet man auch in der unwirthlichsten Gegend immer zuerst die Kneipen. Im „elegantesten“ dieser Etablissements, das jedoch den Anschein hat, als könne man hier nur in Hemdärmeln verkehren, will ich mich etwas erfrischen. Auf einer wackeligen Veranda stehen grob zusammengenagelte Tische, gebrechliche, wohl vom kräftigen Zuhauen blessirte Stühle, allerhand schmutzige Flaschen. Zwei Negerjungen decken die Tafel, und der Wirth schimpft auf seine Gäste, weil

bei dem gestrigen Diner wieder mehrere Messer und Gabeln verschwunden sind. . . . „Bande!“ . . .

„Wird hier so viel gestohlen?“ frage ich theilnehmend.

„Gestohlen! Das ist gar kein Wort dafür. In höherer Form ergaunert! Genial geräubert!“

Diesem Salon angepaßt sind auch die jetzt auftretenden, verschiedenen Nationen angehörenden, ziemlich zerlumpten Gentlemen.

Dabei ist es nicht billig in diesem Beira. Eine Flasche Bier, lautwarm und hunds miserabel, kostet nach deutschem Geld zwei Mark. Trotzdem — getrunken wird hier fürchterlich, so viel getrunken, daß das Gouvernement mit einem Trunksuchtsgeßez auf den Plan rückte. Wer berauscht auf der Straße herumbalancirt, wird verhaftet und muß 3000 Reis (10 Mark) bezahlen. Dennoch soll es vorkommen, daß zuweilen so ziemlich das ganze Städtchen derb angeheitert ist, die schwarzen Polizeisoldaten, welche sich dann mit dem Verhafteten beschäftigen sollen, eingerechnet. —

In dieser jungen Stadt verachtet man alles Zunftmäßige. Benöthigt man ein neues Metier, so wird es flott und dreist improvisirt. So hat sich ein Barbier als Arzt niedergelassen, ein Schneider als Prediger, ein Tanzlehrer als Rechtsanwalt.

Aber auch hier errennt, erjagt nicht jeder Einwanderer sein Glück, als hätte die Kolonie nur auf seine werthe Ankunft gewartet. Ich lerne einen stachelbärtigen deutschen Landsmann kennen, den daheim wohl

bessere Tage grüßten. Jetzt hat er auf einem Sandhaufen ein Zelt und darin einen Kasten mit Stereoscopenbildern aufgebaut. Er nennt das in poetischem Ueberschwang „Kaiser-Panorama“.

„Na, woll'n Se mal det olle Berlin sehen? Is 'ne Sache! Kost' man bloß drei Märker!“ lacht er mir zu und zieht mich unter einem schmutzigen Lappen hinweg hinein in's Heiligthum.

Ein zerbrochener Stuhl, ein Holzkasten mit den Stereoscopen, ein am Boden kauender Neger — so das Möblement. Sofort erhält der Schwarze einen Fußtritt, worauf er flugs im Kasten verschwindet, und die Maschinerie schnurrt los. . . . Die Siegessäule stellt sich mir vor, der Kreuzberg, ein Stück Friedrichstraße mit einer daherhumpelnden Droschke „zweiter Güte“. . . . O, famose Sachen, wenn sie Einem unter afrikanischem Himmel entgegendämmern!

Dicht an einer sumpfigen Niederung erreiche ich den Kirchhof. Ein großer Sandhaufen, so recht geeignet zur letzten Ruhestätte für afrikanische Existenzen unter der trüben Devise: „Verdorben! Gestorben!“ Schiefe, in den Boden gedrückte Brettstücke, plump mit Kreidenummern beschmiert, bezeichnen die verfallenen Sandhügel, unter denen jene Armen ruhen, welche zumeist das Fieber dahinraffte. Auf der niedrigen Kirchhofsmauer sitzt mit verdrießlicher Miene der Todtengräber und stümpert auf einer Ziehharmonika die portugiesische Nationalhymne. Grünglänzende Eidechsen sonnen sich

in den Steinrißen, und zwei Geier kreisen trägen Flugs über dem Gemäuer.

Plötzlich schmettert aus einem Mangobaum fröhliches Getriller. In der That — man wundert sich, wo hier die Vögel noch den kühnen Muth auftreiben, ihre Lieder zu singen.



IX.

Im Kaffern-Kraal.

Johnny und ich. — Wie Kaffern heirathen. — Ein weitgereister Mann. — Der Weg nach dem Kraal. — Wie wir uns verständigen. — Unter'm Mangobaum. — Eine „Sensation“. — Kaffern-Namen. — Bei Mister „Bullochse“. — Im Palais von Mister „Straußenauge“. — Ein Kaffern-Tanz. — Zurück in die Civilisation. — Abschied.

Beira, 15. September.

„Höchst einfach! Johnny lootst Sie hin zu seinen Landsleuten, lootst Sie auch wieder zurück — die Sache ist gemacht.“

„Und ich kann mich ihm sorglos anvertrauen?“

„Wenn ich sage! Wie Ihrem treuesten Freund!“

„Na, dann vorwärts!“ . . .

Diese schwungvolle Unterredung führe ich in Beira mit einem „Hotelier“, richtiger, mit dem Besitzer einer elenden Blechbaracke, wo man flott Whisky die von Tropengluth ausgedörrten Kehlen hinunterstürzt.

Hier packt mich das Verlangen, einen kaum zwei Stunden entfernten Kaffern-Kraal kennen zu lernen. Ein zuverlässiger Führer wäre gefunden. Wir Beide wandern im Sonnenbrand des Vormittags fürbaß. . . .

Mein Johnny ist kein gewöhnlicher Kaffer, o nein; draußen im Kraal gehört er als weitgereister Mann sogar zur Kaffern-Aristokratie. Vor seinen schwarzfunkelnden Augen dehnten sich bereits die Ebenen Transvaals; seine muskulösen Arme hämmerten tief unten am Goldgeäder der Johannesburger Minen herum. Gegenwärtig ist er im Beira'er Hafen beim Entladen der Schiffe beschäftigt. So will er ein Kapital von etwa zweihundert Schillingen zusammentrommeln. Hat er diese Pracht beieinander, kauft er sich dafür mehrere Ochsen; für die Ochsen aber erhandelt er einige Frauen. Anders als mit Baarzahlung von Rindvieh lassen sich nach altehrwürdiger Kaffernsitte weibliche Herzen nicht erringen, läßt sich der goldene Ehestand nicht gründen. Darnach freilich ist Johnny ein gemachter Mann und thut nichts mehr. Die Holden müssen sich für ihn auf dem Felde abrackern, abplagen; langgestreckt hält er inzwischen im kühlen Kraal auf der Strohmatte Siesta. Mein in Aussicht stehender Führerlohn bringt ihn diesem ersehnten Familienglück gleichfalls einen Schritt näher. . . .

Wie wir uns verständigen? . . . Johnny hat in der Atmosphäre des Hafens nach und nach einige Duzend englische Wörter aufgefangen, ich weiß halb soviel Vokabeln der Kaffernsprache, trage außerdem eine kleine,

zersetzte, tiefdurchschwizte Raffern-Grammatik in meinem Tropenanzug — so, und mit der Weltsprache bedeutungsvoller Grimassen und Gesten dreheln wir unsere Unterhaltung zurecht. . . . Ach ja, wenn man sich in dieser Welt nur verstehen will, man versteht sich schon.

Grabeschweigen in der ganzen Natur. Wir Beide sind das einzige Menschenpaar, welches in glühender, von röthlichem Flugsand durchzitterter Luft die Einsamkeit des öden Hügellandes entlangschreitet — Johnny pfadsuchend mit seinen langen, nackten Beinen voraus, ich schweißtriefend hintennach. . . .

Manchmal geht es durch feichte, grün schlammige Pfützen. Manchmal scheint es, als sei der Weg mit rollenden Steinchen bedeckt. Aber nein, es sind große, braune Käfer, welche in Art unserer Ameisen vorüberwallfahrten. Manchmal flattert mit durchdringendem Geräusch ein eigenthümlicher Vogel, ein Mischmasch von Papagei und Taube, vorbei. Manchmal gaukeln grellfarbige Schmetterlinge daher. Ich suche einen zu fangen. Schnell klappt er die Flügel zusammen und fällt auf den Boden, aussehend wie ein herabgewehtes Blatt.

Zum Schutz vor der stechenden Sonne flüchte ich in den aromatischen Schatten eines Mangobaumes und strecke mich in den Sand. Wie ich so hinaufstarre in das weißglühende Gewölk — o, dies Ruhen thut gut! . . . Große Spinnen haben im Geäst ihre Netze aufgehängt. Eine Baumeidechse lugt aus einem Astloch herab und schnalzt mit dem Maul ob des Hochgenusses einer fetten, soeben verschlungenen Fliege.

Dann weiter gehumpelt — durch schauervolle Dede, Dürre, Tropengluth, durch dickes Buschwerk, durch vertrocknetes Gras bis über die Schultern. . . .

Wir streifen ein paar armselige, in die Wüste eingelagerte Felder, wo einige zwanzig halbnackte Frauen arbeiten — grobgebaute, höllenmäßig häßliche Weiblichkeiten, jede mit ihrem, auf den Rücken gebundenen, jüngsten Sprößling bepackt. Johnny grüßt hinüber. Scharfgellendes Geschrei ertönt als Antwort.

Plötzlich thut sich zwischen kahlen Hügeln eine weit-hinziehende Schlucht auf. Ich bin am Ziel. . . .

Vor mir eine Masse bienentorbartige, niedrige Lehmhütten. In nächster Nachbarschaft ein pechschwarzer, träumerischer Tümpel. An seinen Ufern mehrere hochaufragende Palmen, deren ganzes Gezweig von Heuschrecken benagt wurde, wie frühlingssrische Gedanken eines Dramas von der Polizeicensur. Und über Allem die tiefe, feierliche afrikanische Stille. . . .

Wenn der Cirkus Renz, die Menagerie Hagenbeck, das Berliner Parodie-Theater eines Tages insgesammt im weltentlegenen Posemuckel ihre Vorstellungen eröffneten, es könnte keine größere „Sensation“ erregen, als mein plötzliches Hereinschneien in den Kaffern-Kraal. Das entfacht geradezu eine Revolution. Was zwischen all den Hütten herumlungert, herumhockt, herumfaullentz — alles springt herbei, um den weißen Mann anzustarren. Im Nu baut sich vor mir ein dichter Haufen schwarzer Körper auf. Sprühfeuer überneugieriger Blicke funkeln mir entgegen, auch die kleinste meiner Bewegungen kon-

trollierend. O, wenn ich jetzt als einziger Weißer mit diesen dunklen Horden in Streit gerieth, ich wäre verloren! Johnny, der Brave, weicht nicht von meiner Seite.

Aber halt, meine Herren Kaffern, nachdem Ihr nun gründlich geguckt habt, bin ich auch einmal an der Reihe. Jetzt werdet Ihr auf's Korn genommen; dazu bin ich hergekeucht.

Die meisten von ihnen wollen sich mit irgend welcher Kleidung keineswegs belästigen. Nur um die Lenden haben sie ein Affensfell gebunden. Alle übrigen Körpergegenden erfreuen sich tadelloser Nacktheit.

Dennoch sind Manche von der draußen in der Welt herumgrassierenden Toilettenepidemie nicht ganz verschont geblieben. Diese Fortschrittler haben sich dann auch etwas europäisch abgefärbte Namen zugelegt — Namen, welche an das liebe Vieh oder an die englische Politik erinnern. Solche Kaffern-Gigerl werden mir jetzt von Johnny vorgestellt. . . .

Mister „Bullockse“ trägt außer dem bekannten Affensfell noch eine alte, knallrothe Weste; Mister „Straußenauge“ hat auf den Krauskopf einen eingetriebenen Cylinderhut gestülpt; Mister „Sixpence“ kroch in einen im Beira'er Hafen aufgesehenen, gelben Kaffeesack, in den er zum Durchstecken von Kopf und Armen die nöthigen Löcher riß; Mister „Cecil Rhodes“ erzielt bedeutende Effecte mit einem Paar Manschetten, nur, daß er sie anstatt auf die Arme auf die dürren Beine zog. . . . Einige erwachsene Mädchen, schlank, grazios, anmuthig,

sind in Galatoilette angetreten; sie tragen vorgebundene Perlenschürzchen.

Nach und nach wird — Dank Johnny's energischem Eingreifen — das Gewimmel herumdrängender Gestalten kleiner. Ich kann mich freier bewegen und suche einige Hütten auf.

Vor mir erhebt sich die Residenz von Mister „Bull-ochse“. Höflich bücke ich mich tief zur Erde, damit ich hineinkriechen kann. Frische Blätter bedecken den festgerammten Boden. An den Seiten breiten sich Ochsenfelle aus, die als Schlafstätte dienen. Eigenartiger, stechender Geruch, der Kafferngeruch, eigenartig wie das Parfüm des Pferdestalls, durchhaucht den ganzen niedrigen Raum. Nein, auf der Höhe unserer Polizei-Bauordnung steht diese Hütte nicht; derselbe bittere Mangel an Licht und Luft, wie in mancher Berliner Miethskaserne. Wenn die Baukunst nach dem Ausspruch eines Philosophen gefrorene Poesie bedeutet, so ist dieser Kaffern-Kraal eine aus Lehm, Schilf, Kuhmist geknetete Stümperei in Knüttelversen, eine architektonische Trübseligkeit.

Im Palais von Mister „Straußenaue“ wird gerade das Essen zurecht gemacht. Munter prasselt das Feuer auf. Zwei nackte Burschen rühren mit Stöcken in einem über den Flammen hängenden irdenen Topf, wo dicker Haferschleim bruzelt. Zu diesem Gericht soll heute ein besonderer Leckerbissen servirt werden. Mehrere Jungen sind auf den Bäumen herumgeklettert und haben Raupen herabgeholt. Diese appetitlichen Thierchen schmoren jetzt auf der Eisenplatte. Verschiedenen Leckermäulern

ringsum fährt bereits im Borgeschmack der kommenden Delikatesse die dicke, rothe Zunge über die Wulstlippen.

In diesem Augenblick stürmt ein kleiner Bengel herein, der eine Ratte gefangen hat. Sofort wird sie ergriffen, abgezogen, und schon leistet sie den Raupen auf der Eisenplatte Gesellschaft.

Die Kaffern leben rein aus dem Stegreif. Tropen-
gluth erwärmt die schwarzen Körper; als Nahrung kriecht und fliegt ihnen hunderterlei Gethier zu, und an Kaffern-„Julien“ darf sich ein Kaffern-„Romeo“ soviel zulegen, als er gegen Ochsenvieh eintauschen und heirathen kann.

Plötzlich schlägt Johnny einen Tanz vor. Postausend ja, ein Kafferntanz!

Im Handumdrehen schließt die ganze schwarze Horde auf dem sonnenverfengten Platz einen weiten Kreis. Eifrige Hände schleppen Instrumente heran: mit Fellen überspannte Fässer, verrostete Blechtöpfe, verbogene Tuten. Feierliche Vorbereitungen, wie zu einer glänzenden Theateraufführung. Auf einmal schrilles Pfeifen, das Signal zum Anfang — es geht los. . . .

Ich blicke auf einige hundert nackte, starksehnige Beine, die plötzlich im Dreivierteltakt auf dem Sandboden lostrampeln, erst langsam, dann schneller und schneller. Dazu setzen jetzt die Kehlen mit kräftigem Chorgesang ein: „Eh-he-hi-ho! . . . eh-he-hi-ho!“ klingt es in Moll ununterbrochen monoton über die Sandhügel. . . . Nun eine kurze Pause, in der Alles lauscht; dann bricht es, sich verstärkend, wieder los: „Eh-he-hi-ho! . . .

eh-he-hi-ho!“ . . . Beine schlenkern in die Luft; die über den Knöcheln befindlichen Blechringe schrillen heftiger; hoch fliegen die bunten Lendenschurze. Tollcr, erregter, leidenschaftlicher tobt es in jauchzendem Getreisch: „Eh-he-hi-ho!“ . . .

In steigender Freude werden diesem Wirrwarr noch einige Geräusche hinzugefügt: Pfeifen, Krähen, Piepsen — „eh-he-hi-ho!“ . . . Heulen, Quaken, Schnalzen — „eh-he-hi-ho!“ . . .

Auf einmal löst sich der dichte Kreis. Alles springt unter wildem „eh-he-hi-ho!“ durcheinander. Ein solches Ragout von Körperbewegungen, ein solches Bearbeiten von Blechtöpfen habe ich auf unserem Erdball noch nicht gesehen. Ein Mischmasch von losen Gliedern, rollenden Augen, suchtelnden Armen, strampelnden Beinen — „eh-he-hi-ho!“

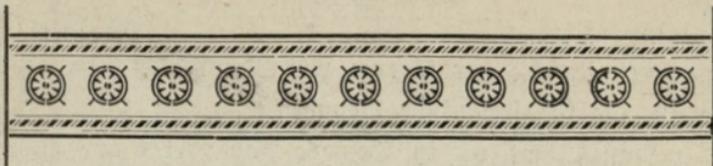
Wenn der ganze Tanz bisher ein riesiges, langsam aufsteigendes Crescendo war, jetzt hat er das Hochplateau eines wilddröhnenden, tollbrüllenden Fortissimo erreicht. Zielloß, uferlos, steuerlos stüthet sie weiter und weiter, die grause Melodei: „Eh-he-hi-ho! . . . Eh-he-hi-ho!“

Erschöpft, aufschnauzend halten die schwarzen Gefellen inne. Klinkc Mädchen bringen in Straußeneierschalen und ausgehöhlten Cocosnüssen eine Art Bier herbei. Auch ich setze die braune Tunke an die Lippen: „Auf Euer Wohl, Ihr Söhne der Wüste!“ —

Mein Aufenthalt in dieser Welt der Kaffern geht zu Ende. Ich muß zurück in die „Civilisation.“ Johnny's Gesicht grinst vor Freude, weil der Ausflug so wohl

gelang. Eine weite Strecke begleiten sie mich noch, meine schwarzen Freunde, mit denen ich plauderte, scherzte und lachte; dann bleiben sie zurück. . . .

Auf einem Sandhügel wende ich mich um und lasse mein Taschentuch flattern. In der Ferne strecken sich zum Abschied winkende Arme in die Luft, und der Tropenwind trägt mir als letzten Gruß ein verhallendes „Eh-he-li-ho!“ herüber.



X.

Delagoa-Bay.

Lourenço Marques. — Hafensbild. — Eine galoppirende Entwicklung. — Vermaledaites Fieberloch! — Temperaturverhältnisse. — „Margarethe, Mädchen ohne gleichen!“ — Abschied vom „Herzog“. — Blick über die Delagoa-Bay. — Eine Heuschreckenwolke.

Delagoa-Bay, 22. September.

An Bord des Reichspostdampfers „Herzog.“

Wie eine üppig schwellende, vorzeitig aufbrechende Knospe im Frühling — so erscheint mir das portugiesische Städtchen Lourenço Marques, bekannter unter dem Namen Delagoa-Bay, am Rande des Indischen Oceans.

Dies ein hochwichtiger Platz: ein Zugangshafen, ein Hauptthor für Transvaal, das junge, erwachende Goldland. Hollah, so thu dich auf, du gewaltige Pforte, die Tausenden von goldhungrigen Menschen das Glück verheißt! Weit dahinten am glühenden

Horizont, jenseits der Grenze von Mozambique, da hebt sie an, die südafrikanische Republik.

Nun strömt es in Delagoa-Bay herbei aus allen Winkeln der Erde, ziehen schwerbefrachtete Schiffe heran aus allen Weltgegenden. . . . Gemach, gemacht, ihr emsigen Völker da draußen! Es fehlt hier an ausreichenden Arbeitskräften, welche die Schiffe entladen. Das geht bei den bedächtig zugreifenden Raffern gar langsam. Jeder Dampfer muß deshalb oft tagelang warten, bevor er an die Reihe kommt. . . . Es fehlt auch an Gebäuden, welche die fremden Waaren einstweilen beherbergen.

Auf dem sandigen Quai, auf den dem Hafen benachbarten Straßen und Plätzen liegt Alles unter freiem Himmel im tollen Wirrwarr durcheinander, so daß ich mich erst in einer Allee von Waaren dahinschlängeln muß, will ich in die Stadt gelangen. Da liegen im afrikanischen Sonnenbrand Tausende von Kisten und Kästen, Tausende von Säcken und „Päcken“, Tausende von Einzelgegenständen: Blechwände, Kanonenräder, Korbflaschen und dergleichen aufgeschichtete Pracht.

Dementsprechend zeigt das Städtebild von Lourenço Marques eine geradezu galoppirende Entwicklung. . . .

Überall frisch angelegte Wege, abgesteckte Bauplätze, fabelhafte Preise. Ein kleiner Kneipwirth erzählt mir, daß er mit seiner Spelunke jährlich zwanzigtausend Mark verdient. Ein Bauplatz, der vor acht Jahren

zweihundert Pfund kostete, wurde jetzt von einer Hotel-Gesellschaft für vierzigtausend Pfund erstanden. Grundstücke, die gegenwärtig noch in Sumpf und Wildniß liegen, haben dieselben Preise, wie Grundstücke an den belebtesten Punkten von Berlin oder Paris. . . . Das sind Vorbereitungen zu einer Weltstadt.

Und doch ist Delagoa-Bay ein vermaledeites Fieberloch. Von der Anhöhe hinter dem Städtchen blicke ich auf ungeheure Sümpfe, über welchen schwärzlicher, durcheinanderwallender Nebel schwebt. Jetzt wird er angeglüht von der umdunsteten Sonne. Sie frißt und zehrt an diesem Nebel, kann ihn jedoch nicht verschlucken. Das brodeln von schlechten Dünsten, quirlt in allerhand Miasmen, riecht verdächtig nach Schwefel und Brand — nein, riecht direct nach Sterben.

Wer hier lebt, ach, der steht auf einem gefährlichen Posten! Zumeist sind es Leute, welche möglichst schnell möglichst viel Geld zusammenscharren wollen, die aber vorsichtigerweise Frau und Kinder im gesunden, eine Tagereise entfernten Natal leben lassen. Da unten, da giebt es für einen solchen Mann ein leuchtendes Augenpaar, das sich nicht trüben soll bei dieser Jagd nach Gold, giebt es weiche Kinderhändchen, die so herzig aneinander schlagen, während das Mündchen gar drolliges Zeug plappert. Die Fürsorge für die Lieben ist es, welche ihn auf diesen gefährlichen Posten drängt.

Leute kommen in dies unheimliche Fieberloch, die sterben schon nach acht Tagen. Einer der beleb-

testen Wege ist deshalb der breite, jäh aufsteigende Sandweg nach dem Kirchhof. —

In Delagoa-Bay erfreut sich die Temperatur eines weiten Spielraumes. Des Morgens werde ich von Frostschauern geschüttelt. Hastig schlüpfte ich unter wollene Decken. Schon nach wenig Stunden aber gluthet ein heißer Sandwind daher, und mir ist, als stünde ich vor der Feuerung im Kesselraum einer großen Fabrik. Im Verlauf des Tages wird sie geradezu unerträglich, diese von feinem Sandgewölk erfüllte, heiße Luft. . . .

Und doch ist jetzt hier — Winter!

Wehmüthig blickt manch fieberglänzendes Auge über das Meer, und sehnsuchtsvoll seufzt manch armer Teufel: „Ach, wenn mich ein Schiff von dannen trüge!“ —

Hinein in dieses mörderische Klima müssen jetzt die portugiesischen Soldaten, welche unser Schiff von Sissabon hierher brachte. Beim Ausbooten, beim Anblick des glühenden Himmels schreien und kreischen sie die schöne, von Berlin herunter gesickerte Melodie: „Margarethe, Mädchen ohne gleichen!“ . . . Jawohl, „Margarethe, Mädchen ohne gleichen“. Während der ganzen Schiffsreise haben sie mich maltrairt mit diesem grausamen Singsang, mir aber auch zugleich gezeigt, wie ein deutscher Gassenhauer durch die Welt zieht. . . .

Wer ihnen dieses schöne Lied anhängte? Die Vazzaroni, welche in ihren Böten im Hafen von Neapel unser Schiff umschwärmten.

So wurde der deutsche Gassenhauer von italienischen Lazzaroni an portugiesische Soldaten vermacht, die ihn nun in Ostafrika einschleppen. . . . Noch lange wird dies erbarmungslose Geklingel die braven Mannschaften verfolgen. Sie werden es den Raffern vorsetzen als „portugiesischen Nationalgesang“, werden die „Margarethe“ brüllen, wenn es in den Kampf geht gegen wilde Völkerstämme, werden sie womöglich nachts im Zelte summen, wenn ihnen in afrikanischer Einsamkeit ein leuchtender Traum die Heimat vorgaukelt. —

In Delagoa-Bay verlasse auch ich den Dampfer „Herzog“, wo ich acht Wochen lang in der traulichen Cabine Nr. 13 residirte. Acht Wochen! „Das ist ein eckiger Fezen Zeit“, um mit dem naturalistischen Dichter zu sprechen. Da kann sich gar Vieles zutragen, zumal in der schwanken Welt des Meeres. Nun scheidet mich mit dem Gefühl innigster Befriedigung. . . .

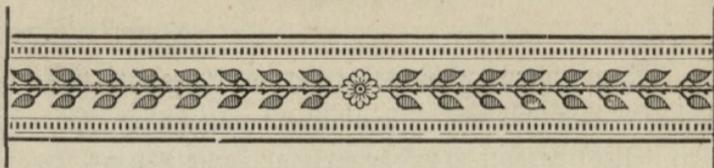
Ein herrlicheres Schiff als dieser neue Prachtdampfer ist die ostafrikanischen Küsten noch nicht entlang gezogen. Deshalb errang es auch in allen Häfen, die wir anliefen, einen geradezu durchschlagenden Erfolg. Alles strömte die schmale Falltreppe herauf, war verblüfft, staunte und bewunderte. Die frisch aufblühende deutsche Ost-Afrika-Linie hat mit diesem neuen Dampfer alle übrigen Schiffslinien geschlagen, welche die gleiche Route befahren, auch die französische Compagnie des Messageries maritimes. . . . Also ein fröhliches Lebewohl dem tapfern „Herzog“, und einen kräftigen Hochachtungsschluß unserer deutschen Ost-Afrika-Linie! —

Nun stehe ich vor einer vierundzwanzigstündigen Eisenbahnfahrt hinauf gen Pretoria

Noch einen Abschiedsblick über die funkelnde Delagoa-Bay. Weit dahinten qualmen und wirbeln mächtige Rauchwolken zum grellsonnigen Himmel empor. Das sieht aus in dieser Landschaft wie der abschließende Hintergrund einer stimmungsvollen Theaterdekoration. Urwald und Prairien werden dort niedergebrannt. Vorwärts, ihr auflodernden Flammen! Es gilt Terrain zu schaffen für neue Plantagen.

Und eine andere, die Sonne verdunkelnde Wolke düstert daneben. Wie sie rasch näher schwebt, sich hebt und senkt, o, da weiß ich — es ist eine Wolke von Heuschrecken. Noch wenige Minuten — da flattert und wirbelt sie auch schon daher über die Sandstraßen von Lourenço Marques, da fecht ich mit meinem Palmenstock in der heißen Luft herum und versuche, das gefräßige, millionenfache Geziefel abzuwehren. . . . Huh, wie häßlich das jetzt über meinem Tropenhelm dahinrauscht!

Mit diesem unrühmlichen Scharmützel habe ich genug von Delagoa-Bay. Addio denn!



XI.

Bei Präsident Krüger.

Auf der „Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahn.“ — In der Kerkstreet. — Zusammentreffen mit Paul Krüger. — Sein Empfangszimmer. — Seine Persönlichkeit. — Eine Unterhaltung. — Kaffeebewirthung. — Vertauschte Rollen. — Nach dem Einfall des Dr. Jameson. — Polizeibewachung.

Pretoria (Transvaal), 27. September.

Seit einigen Tagen residire ich mit meinem Tintenfaß in Pretoria, der Regierungsstadt des Goldlandes Transvaal. Die vierundzwanzigstündige Fahrt von Delagoa-Bay herauf in den zierlichen Wagen der „Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahn“ hat mich arg herumgeschüttelt. . . .

Und dazu diese von erschreckender Trockenheit abgemagerte Landschaft, welche sich nicht im Geringsten bemüht, den Reisenden auch nur dürftig zu unterhalten! Die Fahrt durch die Lüneburger Heide ist eine poesievolle Rheinreise dagegen.

Stundenlang nichts wie sonnenverbrannte Ebenen, röthliche Sandstrecken, steinigte Hügel. Von Zeit zu Zeit, tief verödet, tief vereinsamt, ein paar kleine Blechhäuser, umgeben von verdorrten Wiesen, auf denen hungrige Rinderherden herumschnuppern und gelangweilt nach dem vorüberpustenden Zuge glocken. . . .

Solch geographische Pracht lasse ich jetzt hinter mir. Dafür aber schicke ich mich an, „Ohm Paul“, wie Präsident Krüger hier von allem Volk genannt wird, meinen Besuch zu machen.

Bald stehe ich in der Kerkstreet vor seiner Wohnung, einem niedrigen, einstöckigen, dicht am staubigen Wege gelegenen Hause mit schmaler Veranda und umschattet von düstern Kiefern und tief herabhängenden Trauerweiden. So ziemlich jede Villa eines Berliner Vororts würde daneben wie ein Palast erscheinen.

Wenige Schritte weiter — und ich gelange in einen engen Hausflur. Ein ehrwürdiger, breitschultriger, wie ein Bauer auf seinen Ackerpflug nieder gebeugter, etwa siebzigjähriger Mann, die kurze, hölzerne Tabakspfeife in der Hand, tritt mir entgegen: Paul Krüger, der Präsident der südafrikanischen Republik.

Ich stelle mich vor als deutscher Schriftsteller, als Vertreter einer großen Reihe deutscher und amerikanischer Zeitungen.

Sofort werde ich in ein geräumiges, anheimelndes, aber einfaches Zimmer gelootst, mit spießbürgerlicher Tapete, altmodischen Lederstühlen, mächtigen afrikanischen Thiergeweißen und einem lebensgroßen Selbstbild des

Präsidenten. Das Ganze ein Gemisch von Salon und Bauernstube. Wenn jetzt zur offenen Thür der Duft nach Kuhstall und Landwirthschaft hereinströmte oder die frische Stimme eines übermüthigen Kalbes hereinblötte — es würde mich nicht überraschen.

Krüger nimmt im großen Lehnstuhl Platz. Die Unterhaltung könnte beginnen, aber nein — die Tabakspfeife ist damit nicht einverstanden. Weiß der Kuckuck, was ihr einfällt: sie will auf einmal nicht dampfen, sie will streifen.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick!“ schmunzelt der Präsident, „das Ding muß erst in Ordnung kommen.“ Er langt nach einem Pfeifenräumer und rudert damit im Mundstück herum.

Wenn so auch die Unterhaltung gleich stockt — was thut's! Ich gucke mir inzwischen den Alten genauer an. . . .

Er sieht mit seinem breiten, glattrasirten Gesicht aus wie ein behäbiger Bauer aus einem, mehrere Stunden vom nächsten Städtchen entlegenen Dorfe — ein überaus zufriedener Bauer, der sein Schäfchen längst in's Trockene brachte. Ganz altmodisch ist der Schnitt seiner Kleider, so etwa, wie sie der „komische Vater“ trägt, wenn er in einem Stück der Birch-Pfeiffer auftritt. Dazu quillt aus der Halsbinde heraus ein dichter Büschel graumelirter Haare, wohl der letzte Nachzügler jenes ehemals üppigen, in's Weite strebenden Ziegenbartes, den man am Bilde Krügers auf den Transvaaler Münzen bewundert.

Weiter arbeitet er an dieser Teufelspfeife herum. . . .
Ja freilich, ein solches Ding muß Lust haben!

Plötzlich schießt es mir durch den Kopf: große politische Neuigkeiten werde ich von diesen zusammengeknipten Lippen wohl nicht vernehmen. Aber dazu bin ich auch nicht ausgezogen. Und das ist auch nicht meine Aufgabe — die Aufgabe des Feuilletonisten. Sie ist erfüllt, wenn ich meinen Lesern den Präsidenten in seinem Heim vorstelle.

Halt — jetzt scheint sich die Pfeife zu besinnen. Krüger paßt einige kurze Züge und hebt das rechte Bein über das linke, als wolle er durch diese nonchalante Haltung ausdrücken: „So! . . . Nun frag nur los! Ich werde Dir schon aufwarten.“

Aber nein — er beginnt gleich selbst.

„Also aus Deutschland kommen Sie?“

„Aus Deutschland, aus Berlin, Herr Präsident. Man nimmt dort lebhaftes Interesse an der südafrikanischen Republik und ihrem Präsidenten.“

„Hm, hm. . . . Ich weiß es. Jeder Mensch —“

Die Pfeife ist wieder ausgegangen. Er schiebt den Blechdeckel des Pfeifenkopfs auf und nieder. . . .

„— jeder Mensch hört gern, daß man Interesse an ihm nimmt.“

„Auch das Auswandern nach Transvaal kommt in Deutschland hie und da in Fluß.“

„Nur immer zu! Nur immer zu! . . . Wer sich unsern Gesetzen fügt, wer keinen Scandal macht —“

Er brennt ein Streichholz an . . . paff — paff — paff . . .

„— ist uns willkommen.“

„Viele hoffen, in Ihrem Lande, Herr Präsident, im Goldland Transvaal, ihr Glück zu machen.“

„Ja, hoffen! hoffen! . . . Auch bei uns werden viel weniger Leute reich, als es zu werden hoffen“ . . . paff — paff — paff . . . „Aber wir haben sie gern, die Deutschen, und es freut uns, wenn sie mit uns sympathisiren. Unsere Feinde, von denen wir gerade genug haben, lassen sowieso kein gutes Haar an uns.“

„Ja, die Engländer und ihre Zeitungen —“

„Ach, die Engländer und ihre Zeitungen! Ich verstehe zum Glück nicht Englisch, und es sollte einem meiner Leute einfallen, mir solchen Kram zu übersetzen!“

Krüger spricht nur Holländisch. Unsere ganze Unterhaltung wird, sobald mein bisschen Holländisch nicht ausreicht, mit Hilfe eines Dolmetschers geführt. Dieser flotte, hochaufgeschossene Dolmetscher, zugleich Krügers Privatsekretär, ist sein jüngster, etwa zwanzigjähriger Sohn. Krüger erfreut sich einer Armee von fünfzehn lebenden Kindern; drei nahm ihm der Tod.

Ein kleiner Diener erscheint mit Kaffee. Jedem Besucher des Präsidenten wird Kaffee vorgefahren. Der „Volksraad“ hat ihm allein für solche Kaffeebewirthung jährlich dreihundert Pfund (sechstausend Mark) ausgesetzt. O, dafür läßt sich manch schöne, duftende Tasse Kaffee zurechtbrauen!

Während ich mit dem Löffel den Zucker aufrühre,

qualmt Krügers Pfeife über die goldgeränderten Tassen daher wie ein Schornstein. Sie steht jetzt offenbar wieder in ihrer Glanzperiode. Dabei fragt er mich nach dem deutschen Kaiser, nach deutschen sozialen Verhältnissen, nach Berliner Leben — fragt und fragt, als wolle es nie enden, dieses Fragen. Ich erzähle getreulich, so gut es geht. . . .

Ja, plötzlich fühle ich, wie unvermerkt die Rollen getauscht wurden; ich wollte den Präsidenten interviewen, und nun — interviewt er mich! O, dieser schelmische „Dhm Paul“ mit seiner Holzpfeife!

Ich kann mir denken, wie vor diesem ruhigen, bedächtigen, beinahe kalten Mann, der immer eine kleine Pause macht, bevor er antwortet, all jene, von gewandten Diplomaten verzapften warmen Herzlichkeiten in der Luft erfrieren, kann mir denken, daß es beinahe unmöglich ist, diesem eisernen Kopf eine fremde Meinung aufzudisputiren. . . . Krüger, von der einsamen Farm stammend mit ihren weiten Horizonten, ist vollständig Autodidakt. Aber so geht das Regieren auch. Sein gesunder Menschenverstand, sein offenes Auge, sein sicheres Urtheil ersetzen ihm das Studium von zehn Universitäten.

Plötzlich erinnere ich mich wieder meiner journalistischen Aufgabe, meiner Aufgabe als Interviewer. „Vorwärts,“ rufe ich mir zu, „nur tapfer weiter gefragt!“

„Herr Präsident, gestatten Sie mir, auf die großen Erfolge hinzuweisen, welche Sie in der Politik er-

rangem. Welche Lebensweisheit haben Sie dabei wohl besonders beobachtet?"

Er lächelt und paßt.

„Sie sind ein junger Mann“ — paß — paß — paß . . .

Ich verneige mich. Jawohl, „junger Mann“ hat er gesagt.

„Wenn mir Manches gelang in meinem Leben“ — paß — „es kam vielleicht daher, daß ich Alles zweimal überlegte und dann energisch handelte.“ —

Es ist jetzt Nachmittags fünf Uhr, als ich den Präsidenten spreche. Ich hätte ihn auch schon Morgens fünf Uhr auffuchen können, eine Zeit, zu der er gleichfalls empfängt. Morgens fünf Uhr! Ich habe aus gewissen Gründen den Nachmittag vorgezogen.

Die Begegnung mit dieser herzerfreuenden, markigen Gestalt wird mir eine entzückende Erinnerung bleiben. Unter den vielen interessanten Menschen, mit denen ich in meinem frohbewegten Leben in beiden Hemisphären zusammentraf, gehört dieser joviale Patriarch zu den interessantesten.

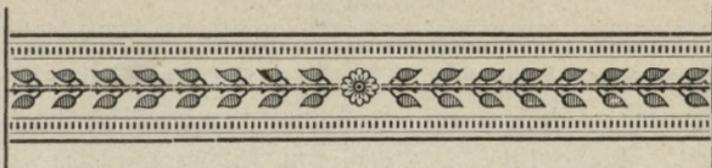
Nun verlasse ich seine ländlich traute Wohnung, bei der nichts an das fieberhafte Hasten gemahnt, welches sich wohl sonst um die Wohnungen der Leute von Staatsmaschinen verbreitet. . . .

Freilich, nach dem Einfall des Dr. Jameson in Transvaal wurde es zuweilen erregter auch in diesen stillen Räumen. Drohbriefe flatterten hinein, Attentate wurden angekündigt, weitverzweigte Komplotte, welche dem Präsidenten nach dem Leben trachteten, enthüllt. O, gar



leidenschaftlich gährt die liebe Politik in manch südafrikanischen Köpfen!

Seitdem verlangte der „Volksraad“ eine sorgfame Polizeibewachung für den alten Herrn. Nun erhebt sich unter den Trauerweiden seines Gärtchens ein grob zusammengenageltes Schilderhaus, sind zwei verstaubte Polizeisoldaten an den Billeneingang postirt, und ihnen gegenüber, jenseits der Straße, wo jetzt für Krüger eine Art „Hoskirche“ erbaut wird, paradiren auf einem freien Platz fünf Leinwandzelte, welche eine starke Polizeiwache beherbergen. Stets begleitet von einer berittenen Polizei-Cohorte, begiebt er sich im schnell dahinrollenden Wagen nach dem Gouvernementsgebäude. Ich sehe, wie er unter den schlanken Säulen des Portals von einer zweiten Cohorte, bestehend aus sechs Mann Fußsoldaten, in Empfang genommen wird. Nun marschirt er als Siebenter, gestützt auf seinen dicken Spazierstock, inmitten dieser kräftigen, mit Flinten bewaffneten Burschen in gleichem Schritt und Tritt — eins, zwei — eins, zwei — eins, zwei — bis zum Eingang seines Zimmers, tritt dort ein, und — das Regieren geht los.



XII.

Pretoria.

„Eendragt magt Maakt!“ — Das Gouvernementsgebäude. — Im „Volksraad“. — „Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet!“ — Ein vernünftiges Gesetz. — Straßenleben. — Der rothe Staub. — Im Hotel. — Die „Volksstem“. — Auf dem Kirchhof. — Das gesellschaftliche Leben. — Die Heilsarmee.

Pretoria, 30. September.

Heute nehme ich Pretoria, die Regierungsstadt der südafrikanischen Republik, etwas unter die Lupe.

„Eendragt magt Maakt“, Eintracht macht Macht — in holländischer Sprache, in großen gothischen Lettern schimmert diese praktische Weisheit vom Gouvernementsgebäude hin über den breiten, rothsandigen Hauptplatz. Nach diesem Gouvernementspalast, nach dem Parlamentssaal, zu den Verhandlungen des „Volksraad“, geht zuerst mein Weg.

Hoch von der Journalisten-Tribüne blicke ich hinunter in den weiten Saal mit seinen im Halbkreis

aufgereihten Fauteuils. Die Sitzung hat noch nicht begonnen; es fehlen noch zehn Minuten an der Eröffnungszeit. Noch herrscht unter den fünfundzwanzig Abgeordneten eine flotte, zwanglose Unterhaltung. . . .

Mir ist, als sei ich in einen fidelen Rauchklub gerathen. Dünnes, duftiges Kräuselgewölk aus zwei Duzend Tabakspfeifen schwebt langsam zu mir herauf, irrt träge vor den großen, in einer Front aufgehängten Delbildern der vier bisherigen transvaaler Präsidenten herum und beschnuppert die Bugenscheiben der hohen buntfarbigen Bogenfenster.

Jetzt sehe ich auch die Abgeordneten genauer, zumieist einfache, sonnenverbrannte, wetterharte Leute mit breiten, struppigen Bärten. Alle rauchen aus ihren kurzen Pfeifen und tragen den schwarzen Filzhut auf dem Kopf. Alle machen es sich gemüthlich. Einige strecken in einer Art amerikanischer Wurstigkeit die Beine auf den Sitz des Vordermannes. Andere ziehen es vor, auf dem Rand des breiten Tisches Platz zu nehmen, wo sonst das Protokoll hergestellt wird. Zwei oder Drei nur lehnen fein sitzsam in ihren Polstern und harren der kommenden Dinge. Auch der Parlamentspräsident thront bereits auf seinem erhöhten Stuhl, und seine kurze, silberbeschlagene Pfeife qualmt wie ein defektes Ofenrohr.

Mir scheint, es stecken famose Witzbolde in dieser behaglichen Versammlung. Mitten in der flotten, über den ganzen Saal hin geführten Unterhaltung prasseln zuweilen aus den rauchenden Kehlen Explosionen der

Heiterkeit auf, als würde im Theater eine urkomische Scene vorgeführt. . . . Und immer wieder lacht es: hahahaha. . . .

Jetzt schlägt die große Uhr oben von der hochgewölbten Kuppel des Gouvernementsgebäudes zwei. Sofort klopft der Präsident mit seiner Tabakspfeife kräftig auf den Tisch: „Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet!“ . . . Die Hüte verschwinden von den Köpfen; die Tabakspfeifen folgen ihnen nach; man zupft die Bärte zurecht und setzt sich in Positur. Die Berathung beginnt. . . .

Es wird darüber verhandelt, ob die Gerichtskosten für minderbemittelte Leute, also für Leute, denen es zum Suchen ihres guten Rechts an dem bischen Kleingeld fehlt, die aber trotzdem vom Armenrecht keinen Gebrauch machen wollen — ob für solch brave Seelen die Gerichtskosten zu ermäßigen sind oder nicht. . . . Einstimmig wird nach kurzer Debatte die Vorlage angenommen. Bravo! Bravissimo!

Nun versenke ich mich in das Straßenleben. Ich steige an allen Ecken und Enden herum und führe mein Notizbuch zum Zweck der Aufzeichnungen kreuz und quer spazieren. . . .

Pretoria hat den flotten Zuschnitt einer amerikanischen Stadt. Wenn ich nicht wüßte, daß ich in Transvaal weile — in Augenblicken der Zerstretheit könnte ich mich in Milwaukee, in Denver, in Kansas-City wähnen. Nur entwickelt sich Pretoria in noch rascherem Tempo als jene amerikanischen Städte.

Wohin ich blicke — glänzende, jeder Weltstadt würdige Geschäftslokale neben dürftigen Holzbaracken, altholländische Strohhütten neben wackeligen Blechhäusern. In den meisten Straßen aber niedrige, lauschige Villen mit traulichen Veranden und Vorgärtchen. Und überall, überall hochstämmige, mit ihrem dichten, langsträhnigen Gezweig beinahe den Boden berührende Trauerweiden. . . . Tief hinein in Trauerweidengrün ist sie gebettet, die ganze, jäh aufblühende Stadt.

Aber all diese breiten, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen! Keine einzige ist gepflastert! . . . Ab und zu knirschen schwere Ochsenwagen träge dahin, jeder bespannt mit zwölf bis zwanzig großgehörnten, verhauenen, ausgehungerten Stieren — knirschen dahin im zuweilen fußhohen, dunkelrothen Staub. Breitbeinig steht auf dem Wagen als Fuhrmann ein krausköpfiger Kaffer, welcher mit seiner Riesenpeitsche über die Ochsenköpfe hinklatscht oder die vordersten Thiere mit einem Steinwurf antreibt, falls sie durch die Peitsche nicht zu erlangen sind. Dick wirbelt unter dem Ochsengetrappel der rothe Staub empor, und warmer, von den Höhen herab blasender Westwind hilft nach, was solch Ochsengepann etwa aufzuwirbeln vermag. . . .

Dieser rothe Staub führt nach dem Präsidenten Krüger das Regiment in Pretoria. Ach, ein barbarisches Regiment! Ein kräftig dahersegender Windstoß, und meine Umgebung verschwindet: die nächsten Straßen, die Spitzen der Thürme, die hohen Trauerweiden —

Alles im dicksten Staubgewölk. Stiefel, welche vor den Schauläden paradiren, sind beinahe ebenso verstaubt, als wären sie auf der Straße herumgelaufen. . . . Und erst der eigene Körper! Dieser Staub beißt in den Augen, knirscht zwischen den Zähnen, nistet in den Ohren, hockt in Schuhen und Strümpfen und bedeckt den ganzen Menschen, daß man kaum den eigenen Rock erkennt.

Das Straßenleben durchzittert eine Unruhe, als mache sich die Nähe der Johannesburger Goldfelder bemerkbar. Auch bei Pretoria selbst schlummern Goldfelder. Die Erlaubniß zum Oeffnen wird jedoch seitens der Regierung erst ertheilt, sobald auf den nahen Anhöhen die im Bau begriffenen Forts fertig sind, an denen man jetzt Tag und Nacht arbeitet. Erst wenn von da oben die Krupp'schen Kanonen im Sonnenschein herunterblitzen, dann — heraus mit der Goldpracht! Früher ja nicht! Bewahre! Man kann bei dem hochgradigen Goldfieber dieser leidenschaftlichen, bunt zusammengewürfelten Menschenmenge nicht wissen — —

Billig ist das Leben hier nicht. Trotzdem, alle Hotels sind vollgestopft. Mit Mühe und Noth trieb ich in einem solchen Etablissement zweiter Garnitur ein Zimmerchen auf. Ach, was für eins! Kein Tisch, kein Stuhl, nichts. Mit zwei aufeinander gestellten Reisekörben phantasirte ich einen Tisch zurecht; darauf flackert ein dürftiges Lichtstümpfchen, das mir zum Skizziren meiner Artikel leuchtet. O, das könnte beinahe höchst poetisch sein, wenn es nicht so verslitz un-

bequem wäre! Und was kostet solch ein Schmuckkästchen? Mit Verpfllegung fünfzehn Mark täglich für eine Person.

Die Hauptzeitung Pretorias ist die holländische „Volksstem,“ herausgegeben und redigirt von dem geistvollen Dr. Engelenburg. Das Blatt erscheint Abends. Hopp hopp — ein reitender Kolporteur kommt angesprengt, zieht aus der Ledertasche die neueste Nummer, wirft sie in den Garten — hopp hopp — galoppirt zum nächsten Haus, und das Studium der Neuigkeiten kann beginnen.

Auch dem Kirchhof, weit draußen vor der Stadt, mache ich meinen Besuch. . . . Inmitten des Gewirres von Kreuzen und Monumenten ruhen nebeneinander in drei einfachen, von Steinplatten umfaßten Gräbern die drei bisherigen transvaaler Präsidenten, und unweit davon, hinter einer halbverfallenen Mauer, zeigen öde, versandete Massengräber englischer Soldaten, wie die Bauern zum Schutze ihrer Republik gegen die anstürmende Macht der Engländer zu kämpfen hatten. Ein ernstes Stück transvaaler Geschichte ist es, das sich schlicht und ergreifend in diesen benachbarten Gräbern markirt. —

Tief unter Null steht das hiesige gesellschaftliche Leben. „Olm Paul“, der alte Präsident, in seinem schweigsamen Häuschen, der sich früher in der Einsamkeit der Farm sicher nicht mit großen Vergnügungen verwöhnte — ach, der trifft keinerlei festliche Veranstaltungen. Sodann die höheren Beamten! Sie stecken

den ganzen Tag in ihren Bureaus und besprühen Abends, wenn sie nach Hause kommen, in Hemdärmeln die Blumen ihres Gärtchens. Und der reiche Bauer in seiner niedrigen, von Trauerweiden umschatteten Villa? Er hört wohl, wie man in den Salons von London, Paris, Berlin die Zeit so herrlich todtzuschlagen weiß; leicht könnte er etwas Aehnliches arrangiren — seine Mittel erlauben es ja — aber mit schwarzer Dienerschaft, mit Kaffern läßt sich nichts anfangen, und weiße ist selbst für schweres Geld nicht aufzutreiben. . . .

Höchstens, daß manchmal ein „großes Concert“ von den grauen Mauern herunter angekündigt wird. Dann erscheint eine abgesungene, alternde englische Diva, welche kurz vor dem gänzlichen Versinken ihrer Schönheit noch genügend Energie zusammenraffte, um auf einer Tournee durch die jungen Städte Südafrikas eine klingende Nachernte zu halten und sich dabei als weltberühmten „star“ ausposaunen zu lassen.

Abends sechs Uhr werden alle Geschäfte in Pretoria geschlossen, und bald ist's still auf den Straßen. Nur die hier stark vertretene „Heilsarmee“ veranstaltet täglich nach Einbruch der Dunkelheit aufdringliches Gelärme. Unter dem Geplär einer heiseren Trompete, begleitet vom kräftigen Bumbum einer buntbemalten Pauke und dem sentimentalen Gesäusel einer Ziehharmonika — so trotten die „Truppen“, Männlein und Weiblein, durch die staubigen Straßen, der vorange-

tragenen blurothen Fahne nach. Vor dem „Rettungs-
tempel“, einem an eine riesige Blechkiste erinnernden
Blechhause, macht der Chorus Halt, sich in der lauen
Nachtluft im Kreise aufstellend Trompete, Pauke
und Ziehharmonika arbeiten jetzt kräftiger drauf los,
und ich werde mir nicht darüber klar, ob nun
eine Andachtsübung beginnt oder eine Art religiöser
Kommers.



XIII.

Bei transvaaler Buren.

Anweisung im „gesellschaftlichen Verkehr.“ — Ankunft im „Gehöft.“ — „Der „Ohm“ und die „Tant“. — Im Wohnzimmer. — Wie der „Ohm“ Carrière machte. — Unterhaltungen mit Buren. — In der Nacht. — Besuch von der Nachbar-farm. — „Der Neef hat geflucht!“ — Eine Dissonanz. — Abschied.

Middelburg (Transvaal), 4. October.

„Klick-klack!“ gellt das Peitschenknallen unseres Kaffern-Kutschers hinein in die ungeheure, rothschimmernde Ebene.

Aechzend, stöhnend, quietschend humpelt der schwerfällige Wagen, bespannt mit zwölf großgehörnten, zum Anbrennen dürren Ochsen, über den dickaufwirbelnden Sand, während mir ein alter Knasterbart von Reisegefährte unter der hochgewölbten Leinwandplane gratis etwas Privatunterricht im Umgang mit transvaaler Buren erteilt.

„Sm, hm“, docirt leuchtenden Auges der stoppel-

bärtige, whiskyduftende Mann, „der Umgang mit echten Buren ist eine ganz andere Sache wie der Umgang mit Menschen. Hm, hm, Sie werden schauernd dahinter kommen.“

„Ich bin gespannt.“

„Also merken Sie sich! Das Familienoberhaupt wird mit „Ohm“ angeredet, die Hausfrau mit „Tant“, das junge Volk mit „Reef“ oder „Nicht“. Hm, hm, verstanden?“

„So ungefähr. Freue mich auf diese neuen Verwandten!“

Und weiter in unbarmherzig sengender Sonnengluth trotteten unsere Ochsen durch den rothen Sand. Kein Baum, keine Schattenfläche — trübe Einförmigkeit allüberall. . . .

Middelburg, das transvaaler Städtchen, mit seinen kleinen Blechhäusern, bleibt allmählich zurück. Weit am bleiernen Horizont, wo tiefe Hügelzüge die Ebene begrenzen, düstert aus klarer Luft ein schwarzer, sich nach und nach vergrößernder Punkt, die Buren-Farm, das Ziel meines Ausflugs.

Noch zwei nie endentvollende Stunden — dann richtet sich vor mir aus dem Sandmeer eine Art westfälisches Bauernhaus auf, jedoch aus Blech und Brettern gefugt und ganz überwuchert von hohen, dicksträhnigen Trauerweiden. Daneben ein plump gebauter Schuppen, einige Kaffernhütten und ringsum etwas kultivierte Landstrecken, denen ich nicht genau ansehen kann, sind es Wiesen oder Felder.

Dieses „Gehöft“, das weltbergeffen, weltverloren, versenkt in tiefste Einsamkeit, da vor mir steht, hat etwas Imponirendes. . . . Großäugig glockt eine Herde Ochsen daher, mich von oben bis unten musternd; Schweine heben die Rüssel aus einem Schmutztümpel; Hühner kreischen freudig auf; Hunde schlagen an. Und in die allgemeine Freude des lieben Viehes mischt sich die Freude der Menschen, die soeben aus der niedrigen Thür kriechen und sich vor dem Haus aufpflanzen, gewärtig der Begrüßungsfeierlichkeit.

Ich springe aus dem Wagen. „Dag, „Dhm“! — Dag, „Tant“! — Dag, „Reef“! — Dag, „Nicht“!“

Man sieht, ich war ein gelehriger Schüler.

„Dag, „Reef!“ knurrt, tratscht, plärret, flötet, lacht es mir, je nach den Altersstufen der Grüßenden, entgegen.

Dann von mir ein paar fröhliche Worte — die Sache ist abgemacht: ich bleibe hier. Warmherzige Gastfreundschaft steht in üppiger Blüthe in diesen Sandregionen.

Während man mich nach einer herabhängenden Strohmatte, dem Portal des Hauses führt, guck ich meine neuen Freunde genauer an. Der „Dhm“ ist ein enorm dicker, großer Kerl von unheimlicher Schulterbreite. Die „Tant“ mit ihrem Vollmondgesicht und den quatschelnden, quellenden und schwellenden Gliedermassen und einer Taille — Warmherzigkeit! — könnte sofort Engagement als Riesendame annehmen. Die herumwimmelnden, vom Himmel geschenkten Kinder — ich zähle in der

Eile vierzehn — die „Nichten“ und „Neffen“, deren Lockenpracht mit ranzigem Fett herausstaffirt ist, wahre Kolosse.

So gelange ich in den niedrigen Wohnraum. . . .

Oh, oh! Was ist das? Draußen greller Sonnenschein, hier aber unheimliches Halbdunkel. Und welche Stieluft! Puh! Gewiß, daß die zwei kleinen, schiffslukenartigen Schmutzfenster seit einem Jahrzehnt nicht zum Durchblasen für etwas Zugwind geöffnet wurden.

Meine arme Nase wird von Entsetzen gepackt. Alles stinkt in diesem Salon, die Kleider meiner braven Wirthin nicht ausgenommen. Im Kessel kocht über brennendem Schafsmist der Kaffee. Ich rieche und höre seine Zubereitung. Daneben erhebt sich ein riesiger Tisch, weiterhin eine noch riesigere Pfostenbettstelle, die Schlafstätte für wer weiß wieviel Personen.

Von Stühlen keine Spur. Wir setzen uns auf eine dicke Bank und plaudern — das heißt, was man bei den Buren plaudern nennen kann. . . .

Wie der „Olm“ in diese schaurige Einsamkeit gekommen? Vor zehn Jahren ist er mit dem Ochsenwagen hereingelästert. Vor einem Baum, in dessen Nähe eine Quelle gurgelt, wurde Halt gemacht, wurden die zwanzig Ochsen abgespannt, damit sie sich auf der kahlen Trift ein Souper zusammenschnupperten.

„Olm“ behielt den Wagen als Residenz — so war die Farm fertig.

Die Ochsen, diese Häupter seiner Lieben, wurden

zahlreicher. Sogar eine sich allmählich vergrößernde Schafherde behauptete neben dem Rindvieh ihren Posten. Unter „Muh“ und „Mäh“ wuchs die Pracht des Reichthums. . . .

Nach einigen Jahren, innerhalb welcher mehrere von „Dhm's“ Kindern im Ochsenwagen geboren wurden, hatte dies alte, treue Gefährt als Wohnung ausgedient. Eine Blechbaracke trat an seine Stelle; mehrere Kaffernhütten fanden sich ein — das Herrenhaus mit seiner Begleitung war komplett. — Gegenwärtig ist „Dhm“ ein gemachter Mann; er hofft, die Farm noch zu vergrößern, und eine Welt von Ochsen trappelt und blökt in seinen ehrgeizigen Träumen.

Wir plaudern und plaudern. . .

In der dunklen Ecke des Zimmers hockt in einem plump zusammengenagelten Lehnstuhl ein pfeiferauchender Alte, der keinerlei Notiz von uns Allen nimmt. Dafür spuckt er in kleinen Pausen mit virtuoser Treffsicherheit aus der dichten Tabakswolke nach dem am andern Ende des Zimmers thronenden Spucknapf. Mir scheint, der Alte hat in dieser schwerlastenden Einsamkeit das Sprechen verlernt und sich, seinen Geräuschen nach zu urtheilen, im beständigen Verkehr mit den Schweinen eine Art Grunzen angewöhnt. Nein, doch nicht ganz; soeben pläzt er mit einer Frage heraus, die hochdeutsch etwa folgendermaßen lautet: „Was meinst Du, „Neef“ — unser „Dhm Paul“ ist ein großer Mann! Kennst Du ihn?“

„Gewiß, „Neef“, Präsident Paul Krüger ist ein großer Mann, und ich kenne ihn sehr wohl.“ —

Jetzt ist die „Tant“ so gnädig, mich in's Verhör zu nehmen.

„Berlin liegt in England, nicht wahr, „Neef“?“

Mir ist, als erhalte ich einen geographischen Faustschlag, fasse mich aber rasch und antworte: „Nein, „Tant“, Berlin liegt in der Schweiz.“

„Und die Schweiz liegt in Deutschland?“

„Nicht ganz, „Tant“, ein wenig daneben.“

Und mit solch baufälligem Wissen geht das Fragen eine gute Weile fort. Manchmal bröckelt die liebe Dummheit in so großen Klumpen ab, daß ich kaum weiß, ob ich mit dem Leben davonkomme.

Was wollt Ihr! In diese Einsamkeit verirrt sich keine Zeitung, kein Steuerzettel, kein Gerichtsvollzieher, — nichts, was an die liebe Civilisation erinnert. Nur, wenn da hinten in weiter, weiter Ferne das Rauchgewölk des vorüberjagenden Schnellzugs der „Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahn“ aufwirbelt, werden diese Leute etwas an jenes Leben erinnert, das da draußen puffsirt.

Goldene Gleichgiltigkeit gegen Alles beherrscht scheinbar solche Farmer — dieses Diogenes-Volk, das in der Tonne seiner Abgeschlossenheit lebt und etwa denkt: „He, du fremder Mann, vertritt mir die Sonne nicht!“ Kaum, daß sie miteinander reden. Wozu auch! Alles, was sie sich im Leben zu sagen hatten, haben sie sich gesagt. Jetzt heißt es für sie: essen, athmen, schlafen.

Träge schleicht der Tag dahin. . . .

Nun Abends acht Uhr, die Schlafenszeit der ganzen

Familie. Man weist mir einen kleinen, finsternen Bretterverschlag an, wo ich mich auf Wolldecken strecke.

Eine Zeit lang kugele ich auf diesem primitiven Lager herum. Aber schlafe, wer schlafen will; ich kann es nicht. Allerhand Gedanken, Reflexionen, Betrachtungen wallfahrten mir in dieser Buren-Residenz durch den Kopf. . . .

Ich stehe auf und schleiche hinaus in die Nacht.

Feierliche Stille. Balsamische Luft, welche die Trauerweiden leise rüttelt. Hoch oben, in einem Schwarm aufglimmender Sterne, funkelt der „Drion“ — ach, ich grüße ihn auch hier. Mächtig steht drüben der Mond hinter den Sandhügeln. Ein Feuer, welches sich die Kaffern angezündet hatten, ist im Verkohlen. Unweit der glühenden Asche schläft ein Schwarzer, den Oberkörper in einen zerrissenen Sack gesteckt, die nackten Beine der Nacht preisgegeben. Weiterhin düstern die verschwommenen Umrisse schlafender Kinder. . . .

Es ist spät, als ich mein Lager wieder auffuche.

Am folgenden Tage kommt ein Ochsenwagen vorüber und bringt Besuch mit. Der „Olm“ und die „Tant“ von einer mehrere Stunden entfernten Nachbar-Farm erscheinen auf der Bildfläche. Beide ebensolche Vollblut-Buren wie meine Wirth. Man redet nicht viel; man freut sich bloß. Natürlich wird sofort eine gemeinsame Besichtigung des lieben Viehs unternommen. Wir besuchen die kräftigen Ochsen, den Chorus der Schweine, die starkknochigen Pferde, von denen ein brauner afrikanischer Hengst mich besonders interessirt.

„Donnerwetter!“ rufe ich bewundernd aus, „ein famoscs Thier!“

„D—o—o—oh!“ kreischt es entsetzt gleichzeitig von verschiedenen Vollmondgesichtern, und Alles schreckt empor wie ein Schwarm Rebhühner, wenn in der Nähe eine Flinte knallt.

„Wa—a—a? Der — Reef — flucht?“ dehnt die „Tant“ noch hintennach.

„Ja, er flucht.“

Ringsum Entsetzen. Ich fühle, wie ich von der vierten Etage allgemeiner Hochachtung herabsinke in die dritte.

„Da — trinkst Du — wohl auch — Whisky?“ kreischt wieder die „Tant“.

„Ja „Tant“, ich trinke manchmal auch Whisky.“

„Wa—a—a? Du trinkst Whisky!“ . . . Ich sinke von der dritten Etage in die zweite.

„Da tanzt Du wohl auch?“ grunzt der „Dhm“.

„Ja, ich tanze auch.“ Und sofort versuche ich eine Walzerbewegung und singe dazu einige Takte aus der „Fledermaus“.

„Dh —!“ . . . „Huh!“ . . . „A—ah!“ plärrt es durcheinander, und ich stürze in der Achtung meiner neuen Verwandten aus der zweiten Etage direkt in den Keller.

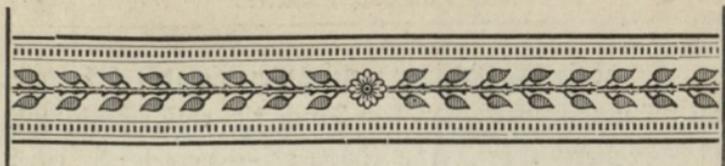
Der von mir angerichtete Schaden läßt sich nicht repariren, die Verstimmung nicht beseitigen. Ich mag reden soviel ich will — immer wieder kreischt die „Tant“ das Leitmotiv, indeß helles Grausen über das Hochgebirge ihrer Wangen zuckt: „Der — Reef — flucht! Der — Reef — flucht!“ . . .

Ich ziehe alle Register meiner Beredsamkeit, behaupte, daß „Donnerwetter“ gar kein Fluch ist, ebensowenig wie „Regenwetter“ oder „Graupelwetter“ — vergebens. Eher hätte ich von meiner Logik die gelangweilt herumtrappelnde Ochsenherde überzeugen können, als diese jetzt so ungnädige „Tant“. Sogar die pompösen Kinder-Kolosse, Dank ihrer Erziehung, markiren etwas wie Schaudern, und der kleine Paul plappert bei seinen Laufversuchen: „—eef — at — defuhcht!“ . . .

Ach, jetzt weiß ich, diese so vereinsamten Menschen sind bei ihrer geographischen Dede ebenso krankhaft bigott, wie körperlich schmutzig. Und so etwas kennt keine Verführung. . . . So endet mein fröhlicher Ausflug mit einer grellen Dissonanz.

Um so freudiger schwing ich mich auf den Ochsenwagen, um so freudiger ruf' ich „Lebt wohl!“ herunter.

Wie meine Equipage davonhumpelt, „ächzend, stöhnend, quietschend“, hinein in grelles Sonnenlicht — mir ist, als verlasse ich sumpfige, morastige, von bösen Dünsten überhauchte Niederungen, und ich denke nicht weiter darüber nach, ob sich das auf die vereinsamte Farm oder auf die dort hausenden Menschen bezieht.



XIV.

In der Goldmine.

Toilettenwechsel. — Der Weg nach der Mine. — Einfahrt. — Vorwärts im Stollen. — Die Quarzschicht. — Bohrmaschinen. — Mit Millionen allein. — Im Maschinenhaus. — Das Pochwerk. — Panorama der Goldfelder. — Die Hochschule der Millionäre.

Johannesburg (Transvaal), 9. Oktober.

„Nun schlüpfen Sie in diese alte Hose hinein!“
sagt mir der Minendirektor.

„Brrr! . . . Haben Sie nicht eine noch schmutzigere?
Sie ist auch viel zu lang!“

„Thut nichts. Wird sie umgetrempelt. Eine
Mine ist kein Salon. . . . So! . . . Und nun noch
die alte Jacke drüber . . . und die Mütze drauf . . .
fertig!“

„Ich sehe aus, wie ein in Hasenkneipen herum-
streichender Bagabond. Oder wie ein Einbrecher in
die Goldminen Johannesburgs, ein Einbrecher in den
südafrikanischen Geldschrank.“

„Sagen wir, wie ein praktischer Mensch, der seine Siebensachen schon, wenn er unten in der Mine umhersteigen will.“ —

Dieser joviale Dialog wird in einem kleinen Zimmer des mächtigen Maschinengebäudes der Goldmine „Meyer und Charlton“ geführt. Schmutzige, hier und da dick mit Erde beklebte Blousen, Jacken, Hosen, Mützen, an großen Nägeln hängend, bevölkern ringsum die Wände. In solch gewählte Toilette werfen sich die Minenbeamten, sobald sie den unterirdischen Tiefen einen Besuch abstatten. In solch gewählter Toilette stecke auch ich jetzt, während ich sinnend durch das offene Fenster blicke und mich erinnere, wie ich hierher gekommen bin. . . .

Johannesburg mit seiner fieberhaften Erregung, seiner geschäftigen Brandung ließ ich hinter mir. Eine Droschkenfahrt von kaum einer halben Stunde, und ich bin mitten drin in der Atmosphäre dieser gefeierten Goldfelder — Goldfelder, welche so vielen Menschen die Köpfe verwirren.

Hei, das nenn ich Leben! . . . Die Luft ist erschüttert vom Säusen der Maschinen, vom Gedonner der Hochwerke, vom Pusten der Schornsteine, deren dicker Rauch träge über den klaren Himmel hinwirbelt. Rasch plätschert in all den von mir passirten Gräben milchartiges, silbergraues Wasser von dannen, der trübe Abfluß von „großer Wäsche“ — von Goldwäsche. Schwerbeladene, mit Maulthieren bespannte Wagen knirschen auf den grausandigen Wegen, und truppen-

weise trotten Minenarbeiter, halbnackte Kaffern, vorüber. . . . Je näher ich komme, desto stärker wird das Lärmen, desto toller das Hasten. Vorwärts, ihr keuchenden Maschinen! Vorwärts, ihr Menschen! Gold, Gold heraufgeschafft aus schaurigen Tiefen! Denn „Gold“ heißt die Lösung dieser Erde. . . . Jetzt nähere ich mich einem thurmartigen Gerüste, auf welchem sich hoch oben in freier Luft zwei mächtige Räder mit den darüberlaufenden Drahtseilen drehen — Drahtseile, an denen die in den Schacht auf und nieder rollenden eisernen Karren hängen. . . .

Inzwischen hat der Minendirektor gleichfalls seine Galatoilette angelegt. Sie steht der meinen an Schäßbarkeit in nichts nach. „Ja, so Zwei wie wir Zwei —“ Er reißt mich aus meinen Träumereien und drückt mir einen Leuchter mit einer Stearinkerze in die Hand. . . . Ich folge ihm.

Vor mir thut sich eine mächtige, schief absteigende Oeffnung auf. Dies der weitgährende Rachen des Schachts, der mich verschlingen soll. Zwei schmale Schienenstränge laufen schief hinab und verlieren sich in der Dunkelheit.

„Bim, bim!“ ertönt ein Glockensignal. Ein auf den Schienen rasch dahersegender Eisenkarren, der sonst mit dem Herausschleppen des goldhaltigen Gesteins beschäftigt ist, hält vor mir. Ich schwinde mich mit dem Minendirektor hinein in das schiefstehende Gefährte, glitsche sofort auf dem kothigen Boden in die unterste

Ecke — das Hinabsenken in den Schacht beginnt . . . erst langsam, langsam, dann schneller und schneller. . . .

Hinab geht's in schwüle Tiefe, in graufige Einsamkeit, in schwarze Finsterniß . . . hinab in die goldenen Vorrathskammern der Millionäre, hinab in die Seligkeit verbissener Geizhälse. . . . Kleiner und kleiner wird das oben vom Einfahrtsloch hereinschimmernde Tageslicht. Jetzt zittert es herab wie ein vereinsamter Stern am nachtschwarzen Himmel. Huh, wie tief das geht in tiefster Stille! . . .

„Bin, bin!“ . . . Halt!

Aufathmend verlasse ich meine unglückselige Position, kriech' hastig empor und voltigire über ein Holzgelande, hinein in eine spärlich erleuchtete Felsöhllung. Gleich Glühwürmchen aus dunklem Gebüsch funkeln kleine elektrische Flämmchen von der Wölbung. Trotzdem — Alles verschwommen im Gedämmer, und weiterhin Alles in dicker Finsterniß.

Mit der Kerze in der Hand tappe ich im Stollen vorwärts, der Minendirektor mit sicherem Tritt voraus, ich vorsichtig hintennach. Manchmal rutsche ich aus auf dem feuchten Boden oder stoße mich an den unten dahinlaufenden Schienen oder sinke bis an die Knöchel in eine Pfütze. Manchmal wird der sich windende, in Sandstein gehauene, mit starken Balken gestützte Gang ein wenig breiter; man hat Raum geschaffen für einige aufeinander geschichtete, grau gestrichene Dynamitkisten. . . . Aber immer Nacht, Verlassenheit, Schweigen. . . .

Nach und nach belebt sich die unheimliche Stille. Im Vorwärtsschreiten höre ich aus den Felswänden dumpfes Pochen, entferntes Hämmern. . . . Platz da! Einige mit feuchtem Gestein beladene Karren rasseln vorüber, von schattenhaften Gestalten geschoben. Weit da vorn glänzen matte Lichter auf. Von dort her dringt verhaltenes Lärmen, wirres Tosen, das sich bei meinem Näherkommen rasch verstärkt. Hier, am Ende des sich verengenden Stollens stehen, sitzen, hocken, liegen halbnackte Raffen, herumarbeitend am spröden Gestein. Das hämmert, knallt, donnert, kracht, treibt spitze Eisenkeile in's spröde Gestein. Das bröckelt los, thürmt sich zu großen Steinhäufen, die auf bereitstehende Karren verladen werden. Dann vorwärts damit, rasch hinauf an's Tageslicht! Da oben auf der Erde braucht man viel Gold!

Der Minendirektor hebt die Kerze und beleuchtet die feuchte Felswand. Gingsprengt in Sandstein zieht sich schief abwärts eine meterdicke Quarzschicht. Ha, dies das gesegnete Gestein, welches in kleinen, kaum sichtbaren Körnchen jenes, von Millionen pochenden Herzen ersehnte Metall birgt, so man „Gold“ titulirt! Jetzt grüße ich die Majestät des Goldes „an der Quelle“! . . .

Hier die Stelle, wo verschiedene dunkle Gänge abzweigen, und auf und ab geht es jetzt in all den schaurigen Stollen. O, der bunten Eindrücke in diesen Tiefen! Hier arbeitet eine kleine, kunstvoll konstruirte Bohrmaschine zwei spitzwinkelig aufeinander laufende

Löcher in's Gestein, Löcher, in welche dann zum Herausprengen des dazwischen trockenden Erdreichs Dynamit gelegt wird. Dort sitzen halbnackte Raffen auf Goldgestein und verzehren ihr trockenes Maisbrot.

Ich schlüpfte in eine Felshöhlung, während mein Begleiter zurückbleibt. . . . Suh, plötzlich fühle ich mich in dieser furchtbaren Abgeschlossenheit, wo in nächster Nachbarschaft in all den angrenzenden Goldminen so unzählige Millionen lagern, schaurig vereinsamt, schaurig allein — allein mit einem märchenhaften Riesenkapital, mit dem gar manche Großmacht all ihre Staatsschulden baar abschütteln könnte; allein mit so manch blitzender Mitgift, nach denen Tausende von Offizierssäbeln klappern werden; allein mit soviel Schriftstellerhonorar, ausreichend für sämtliche „Sämmtliche Werke“ der Erde.

Genug, genug! Ich sehne mich wieder nach oben. . . .

Mit meinem vertrauten Eisenkarren kutschire ich aus der düstern Heimat der Millionen dem rofigen Tageslicht entgegen. In der That, das ist ein angenehmer Wechsel.

Jetzt steige ich oben auf dem Gerüste des Maschinenhauses herum. Unausgesetzt kommen von unten herauf die mit Gestein beladenen Karren angeschwirrt. Donnernd entleeren sie sich und versinken dann wieder in die Tiefe, während oben das Gestein in die scharfen Mühlen geräth, die es knirschend zermalmen. . . . Dann folge ich der Leidensgeschichte, welche das in diesem Gestein

befindliche Gold weiter durchzumachen hat. Dazu gehört manch düsteres Kapitel, bevor das blonde Metall beim Aufzählen aus Goldrollen auf dem Zählisch gar aristokratisch daherslüstern kann. . . .

So gelange ich in das Hochwerk, wo lange Reihen hoher, centnerschwerer Eisenstampfen auf das bereits klein gemahlene, jetzt körnige Gestein lossausen. . . . Donnern, Tosen, Krachen, Hämmern — dröhnend mischt sich Alles zu einem einzigen riesigen Geräusch, vor welchem jeder andere Laut erstickt. Wenn der Chorus dieser brutalen Eisenstampfen spricht, hat der Mensch zu schweigen. Erinnerungsvoll gedenke ich des Gedenners des Niagara, der gleichfalls keinerlei Nebenbuhlerlaute duldet. . . . Ich kann mich mit meinem Begleiter nur durch Zeichen unterhalten, durch bewunderndes Kopfnicken, durch zustimmende Gesten. Damen weilen in diesem Raum gewöhnlich nur ganz kurze Zeit, da sie beim besten Willen nicht zu Worte kommen können.

Ach, was schiebt sich noch Alles vor meine Augen bei diesem Rundgang: die Goldwäsche, wo vermittels Quecksilbers der Goldstaub aus dem zermalmten Gestein gewaschen wird; sogar die gewaltigen Eisenschränke, in denen die fertigen Goldbarren ruhen — jene funkelnden Goldbarren, von welchen dann der fein säuberlich auf elegantestem Büttenpapier gedruckte Monatsbericht der Mine den Aktionären beim Morgenkaffee gar erfreuliche Dinge erzählt. —

Oben auf dem Gerüst stoße ich einen Laden auf

und luge durch das Fensterloch in's Weite. Wohin der Blick geht, überall Goldfelder, Goldfelder, Goldfelder, alle zusammen eine ungeheuere Guirlande bildend, die meilenweit im Halbkreis Johannesburg umsäumt. Ha, jetzt blicke ich auf das geschwollenste Portemonnaie der Welt! Und weit dahinten in einer mächtigen, röthlichen Staubwolke, in der warmen Luft des sinkenden Tages, liegt das jungfräuliche, zu einer Weltstadt erwachende Johannesburg, die Hochschule der Millionäre — Johannesburg mit seinem Fortschritt, seinen Errungenschaften, seiner Freiheit, aber auch mit seinem Keuchen nach Gold, mit seinen Gründern und Aktionären und Syndikaten und Kompagnien. . . .



XV.

Johannesburg.

In der Commissioner-Street. — Ein großer Kulturaufschwung.
— Bunte Bevölkerung. — Speculationsfieber. — Schiffbrüchige
Existenzen. — Wassermangel. — Johannesburger Preise. —
Hoher Lohn. — In einer Kneipselunke. — Die National-
hymnen.

Johannesburg (Transvaal), 10. Oktober.

Seit einigen Tagen athme ich in vollster Wonne die Atmosphäre der Goldfelder. . . . Ich meine nicht jenes hier überall herumschwebende, undefinirbare Aroma, das als Goldfieber die Köpfe fast der ganzen Bewohnerschaft umnebelt — ich meine die morgenfrische Luft des jäh aufblühenden, goldenen Johannesburg, in welcher für den ruhigen Beobachter so tausendfach bunte Erscheinungen gedeihen.

O, welch helles Vergnügen, die Commissioner-Street, die Hauptstraße dieser neuen Welt, gemüthlich

entlang zu bummeln, vorbei an imposanten, rothfarbigen Geschäftspalästen, die sich brüsten, als hätten sie sich von London oder New-York hierher verirrt; vorbei an der etwas aufgedonnerten Börse, deren feilschendes Gemurmel bis auf das Trottoir herausdringt und deren Besucher ihre Geschäfte noch auf der Straße fortsetzen; vorbei an armseligen Hütten, ach, so armselig, als könnte sie jeder übermüthige, halbwegs energische Windstoß von dannen blasen; vorbei an langen Fronten neuer, im Bau befindlicher Baracken, mit ihrer ganzen Umgebung aussehend, wie eine Vogelwiese vor der Eröffnung. . . . Und dann herumsteigen in den breiten, staubvollen Seitenstraßen, die oft vollständig verschwinden unter dichtem, wild daherfegendem Staubgewölk. . . . Ha, und endlich sich von diesen Schlendereien erholen in dem aus phantastischem Gebüsch hervorstühenden, vornehm ruhigen Villenviertel an der Bock-Street!

Noch steckt die ganze Stadt im zarten Kindesalter von kaum zehn Jahren. Trotzdem — es tummelt sich in ihren Straßen bereits eine Bevölkerung von gegen hunderttausend Menschen. Alle geistigen Kräfte sind angespannt. Ueberall große Entwicklung, mächtiges Vorwärtstreben, Erreichen hochgesteckter Ziele. Ueberall rascher, einzig und allein in der Welt dastehender Kulturaufschwung.

Freilich, diese Bevölkerung! . . . Als hier plötzlich der Glorienschein des Goldes aufdämmerte, blitzschnell wurde es draußen in aller Welt bekannt. Sofort kamen Vertreter verschiedenster Nationen angezogen.

So ist eine gar eigenthümliche Völkerversammlung von Chinesen, Holländern, Amerikanern, Hindus, Japanesen, Franzosen, Kaffern, Russen, Engländern, Deutschen entstanden. Und alle kamen sie mit der hochaufgetakelten Illusion: hier läßt sich das Gold womöglich mit der Krake zusammenkraken.

Nun träumt Jeder angefangs der oft im Handumdrehen aufgeschossenen Reichthümer von goldenen Bergen. Liebkosend zeigt ihm seine Phantasie jene herrlichen Tage, wo er, reich mit Beute beladen, dieses Staubloch Johannesburg verlassen kann, um dann in einem lauschigen Villenvorort von Paris oder London, oder unter den schattigen Bäumen Wiesbadens als gemachter Mann von der Johannesburger Hezjagd auszuruhen.

Vorerst aber heißt es noch: mit Bolldampf weiter nach Gold stürmen! . . . Jetzt ist mir, als gleiche die ganze Stadt einer einzigen großen Börse, einer einzigen großen Spielbank, in der Jedermann nach seiner Weise vom Speculationsfieber geschüttelt wird, vom vielfachen Millionär an bis hinab zum mahagonifarbenen Kaffer, dem kaum eine Ahnung von Hofe um die dünnen Beine schlottert. . . . O, der tollen Täuschung! Wie brutal zuweilen gar mancher dieser Kandidaten des Glücks aus der Höhe seiner Träume in die rauhe Wirklichkeit herabstürzt! Man zeigt mir ein ehemaliges englisches Parlamentsmitglied — der tapfere Mann streicht in einer Kneipe Tischbeine an; zeigt mir einen deutschen Premierlieutenant — er kutschirt die zwei-

räderige Droschke herum; zeigt mir einen schwedischen Rechtsanwalt — er ist beim nächtlich dahinrumpelnden Müllwagen beschäftigt. Was thut der Mensch nicht, wenn er essen will!

Auch ahnt mancher jener rastlosen, goldbegehrenden Streiber gar nicht, wie bald ihn vielleicht das Klimafieber packt, wie hinter ihm her in heißer Luft sogar der Tod grinst. —

Johannesburg erhebt sich auf goldgefülltem Erdreich, hat schätzebringende Goldfelder in seiner Nachbarschaft und gewiß manch warmklopfendes, goldenes Herz in seinen Häusern; aber es hat nicht ausreichend — Wasser. Kein Flüsschen rollt seine Fluthen daher; kein Bächlein schlängelt sich murmelnd dahin. Nur tiefe Brunnen mit dünnen, oft versiegenden Quellen und weite Cisternen mit dumpfem, abgestandenem Regenwasser bieten der Stadt ihre feuchten Schätze.

Man ist deshalb beim Verbrauch des Wassers möglichst sparsam, ja geradezu geizig. Im Hotel wandert der edle Stoff nur in kleinen, halbgefüllten Gläsern auf die Tafel. Mancher Junggeselle, welcher seinen geliebten Morgenkaffee selbst bereitet, sieht sich oft vor die herbe Entscheidung gestellt: soll ich Kaffee trinken, oder soll ich mich waschen? Und die Zeiten, in denen ein seichtes Bad zwanzig Mark*) kostete, weil dazu in Ermangelung von Brunnenwasser als Aushilfe ein Zusatz von Selters-

*) Der Einfachheit halber gebe ich die Preise in deutschem Gelde an.

und Sodawasser in die Wanne plätscherte, sind nicht gar lange vorüber.

Diese armen Johannesburger! Sie schnappen im dichtesten rothen Staubgewölk zuweilen wie Fische in schlechtem Wasser — und kein hellperlender Wassertrunk, mit dem sie den Staub die Kehlen hinunterspülen können!

Und diese Preise! . . . Jedes fremde Portemonnaie erschrickt in diesem gelobten Land beim Bezahlen solcher Summen, erschrickt bis in seinen verborgensten Winkel hinein, und schmerzlich möchte es aufseufzen, wenn es seinen Inhalt so rasch dahin-schmelzen sieht. . . .

Die kleinste Verkehrsmünze ist Sixpence — fünfzig Pfennige. Soviel kostet ein bescheidenes Gläschen (etwa zwei Zehntel) schlechtes einheimisches Bier, oder ein dürftig belegter Sandwich, oder eine halbe Flasche Selters. . . . Aber dann! Du willst rauchen. Ja, pass nur fröhlich in die Welt hinein — eine gewöhnliche Cigarre kostet eine Mark! Und trinke eine Flasche deutsches Bier dabei — sie kostet vier Mark! Und laß dich rasiren — das kostet eine Mark! Und laß dir den Rock ausbürsten — kostet fünfzig Pfennige! . . . Oder steck deinen Kopf in eine Küche, damit dir die Hausfrau mit einem Anhauch von Bitterkeit erzählt, daß man für einen Salatkopf eine Mark, für ein Pfund Kartoffeln fünfzig Pfennige, für ein Duzend Eier vier Mark zahlen muß.

Das Aufzählen solcher Preise ist eine gar trübe

Beschäftigung. Zur Ehre von Johannesburg muß jedoch gesagt werden, daß hier der fleißige Mensch ein Stück Geld verdient, wie es ihm sonst nirgends in der Welt auf den Tisch gelegt wird.

Kein Eisenbahnzug von Delagoa-Bay oder Kapstadt faßt in die dämmerige Bahnhofshalle, der nicht neue Ansiedler bringt. Am raschesten finden wackere Handwerker ihr Fortkommen. Ich lerne drei solch brave Seelen kennen, die erst vor wenig Tagen hier angelagert. Schon fliegt die Nadel des Schneiders in einem der ersten Kleidermagazine auf und nieder; glücklich trägt der Zimmermann seine Art nach einer großen Baustelle, und der Barbier schabt in den Gesichtern der Goldminen-Aktionäre herum. Jeder dieser Leute verdient täglich zwanzig Mark.

Auch verwegene Abenteuerer, geriebene Spitzbuben, geniale Glückritter, Schurkenprofile jeder Art, haben sich aus aller Welt eingefunden. Gleich Raubvögeln sind sie dem Schimmern des Goldes nachgezogen. . . .

Solch angeschwemmtes gesellschaftliches Strandgut treffe ich Abends in einer, von erstickendem Tabaksqualm erfüllten, spärlich beleuchteten Spelunke. Man trinkt Whisky, Brandy, stürzt giftfarbigen Likör hinunter in den Magen — Fusel-Likör, welchen, falls er die Kleider betropft, die beste chemische Reinigungsanstalt nicht zu entfernen vermag. . . . Und überall Geschrei und Geschrei und erhitzte Gespräche und Geruch nach Kohlsuppe.

„Hallo, Musik! Musik!“ kreischt es plötzlich auf. Ach, es fehlt im Allgemeinen an Musik in Johannes-

burg. Hier, in der Spelunke, muß die Maschinerie eines Orchestrions den musikalischen Bedarf decken. Und das trommelt und trompetet jetzt drauflos, daß die trüben Fensterscheiben klirren. Starkes, aus kleinen, schlanktailligen Gläsern getrunkenes Bier, dann das Geplärre verschiedener Sprachen, die lärmende Musik — Alles zusammen steigt diesen Leuten zu Kopf, macht sie betrunken. Nun verlangt man nach den Nationalhymnen, der portugiesischen, französischen, russischen, englischen, italienischen, schwedischen, deutschen. Der schlaue Wirth hat sie alle auf den Walzen. Eine nach der andern wird heruntergeleiert und stürmisch applaudirt. . . . „Bravo! Bravo! Bravo!“

Gegen Mitternacht genügt das Wort „betrunken“ nicht mehr, um in kolorirender Prosa den Zustand zu malen, in welchen die Spelunke mit ihrer Musterkarte von Nationalhymnen jetzt versinkt. Der energische Wirth streift sich die Hemdärmel auf und zieht einen dicken Knüppel unter dem von Bier und Branntwein triefenden Schenktisch hervor, weil in Kürze das Hinauswerfen der Gäste beginnt. — —

Morgen fahre ich weiter nach Bloemfontein, der Metropole im Orange-Freistaat.



XVI.

Eine Fahrt im Ochsenwagen.

Wie sich Bloemfontein vorstellt. — Eine Konferenz. — Der Ochsenwagen. — Meine Reisegefährten. — Ochsen-Streif. — Fahrt mit Hindernissen. — Nachts vor der Farm. — Der „Herr Baron.“ — Halt zum Uebernachten. — Weiter im Sonnenbrand. — Reise-Strapazen.

Bloemfontein (Orange-Freistaat), 12. Oktober.

Ach nein, ich will ja Bloemfontein nicht schlecht machen; aber — es ist ein komplettes Lumpennest.

Von dieser Weisheit war ich bereits erfüllt, während mich der Schnellzug in schauriger Nachtfahrt von Johannesburg hierher schüttelte. Als ich jedoch die paar ungepflasterten Staubstraßen sehe, eine Masse winziger Blechbaracken, von denen sich eine „Hotel“, die andere „Apotheke“, die dritte wieder „Hotel“ nennt, als sich das Alles zusammen in trostloser Dede als die Metropole des Orange-Freistaats vorstellt, da malt sich wohl auf meinem Gesicht etwas wie Bestürzung. Möglich,

daß Bloemfontein mit seinen dreitausend Einwohnern über allerhand poetische Reize verfügt, aber ich merke nichts davon. . . . Und mit solchen Hauptstädten muß ich mich herumschlagen!

Sofort halte ich eine kurze Konferenz mit mir selbst ab. Es wird beschlossen, daß ich dem Orange-Freistaat nicht ohne Weiteres Lebewohl sage, sondern vielmehr in diesen Landen noch eine zweite Stadt aufsuche. . . . Sei, das nenn ich ausgezeichnet getroffen; gerade heute soll eine Ochsenfuhr nach Fauresmith abgehen. Ich wähle also Fauresmith als Reiseziel. Dies Bergnügen mit den nöthigen Pausen unterwegs wird etwa zwei Tage beanspruchen.

Der Ochsentwagen! . . .

Plump, wuchtig, knallroth angepinselft, durchweg mit Schmutz bedeckt, vorn eine hochgewölbte, weiße Leinwandplane, darunter einige Sitzpolster, hie und da Haken, an denen Kochgeschirre baumeln, das Ganze beladen mit einem Stillleben von Kisten, Kasten, Eisen, Fässern — so steht dies afrikaniſche Gefährte vor mir.

Und davor brüten in philosophischer Ruhe achtzehn zu Paaren zusammengekoppelte, großgehörnte braune Ochsen. Alle dem Aussehen nach zwar derb verhauen und verhungert, aber Vertrauen erweckend, daß man meint, wenn diese breitgestirnte Herde loszieht — ein Berg muß weichen.

„Einsteigen!“ . . . Schwupp, schwinge ich mich hinauf auf's Polster. Zwei zerlumpte Minenarbeiter folgen. Der Rutscher, ein krausköpfiger Kaffer, kommt

mit den Zügeln nachgeklutert. Daneben hin quetscht sich der Bauer mit einer fürchterlich langen Bambuspeitsche. Die Reisegesellschaft ist komplett.

„Hüh! . . . Hüh, hüh, hüh!“ . . .

Manu? Das geht ja nicht vorwärts? Nein, es geht nicht vorwärts. Weiß der Ruckuck, welche Laune den Ochsen in die dicken Schädel fuhr; vielleicht, daß sie von einem Aufwiegler zum Streifen bearbeitet wurden. . . .

„Hüh, hüh, hüh!“ . . . Unruhiges Getrampel — wie festgemauert bleibt der Wagen stehen.

Man läßt die Peitsche über die störrischen Köpfe sausen, welche mit unfehlbarer Sicherheit trifft, wohin sie treffen soll; man redet ihnen kräftig zu; man flucht auf Holländisch, Rasserisch, Englisch in allen Tonarten — nichts hilft.

Aber nein — jetzt macht sich ein Umschwung in diesem Ochsenstreif bemerkbar; plötzlich ziehen sie ganz von selbst an und humpeln uns gewissenhaft zum Städtchen hinaus. Niemand, der dem schwerfälligen Gefährte Lebewohl nachruft, ihm nachhört, nachwinkt. . . . Die Ochsen trotten und trotten — und trotten hinein in die weite, weite, graue Landschaft. —

Bald hat sich für mich das Neue der Situation abgestreift. Allmählich entdecke ich, daß eine Ochsenfuhr ein ziemlich rauhes Bergnügen, ja eine herbe Strapaze ist. . . . Was thut's? Nur mit frischem Muth weiter!

Ich blicke in die Ferne. . . . Hm! . . . Immer

und immer dieselbe glühende, schläfrige, sich eintönig in's Unendliche streckende Ebene. Zur Abwechslung knallt der Bauer mit seiner Bambuspeitsche in die Dede oder brüllt ein Ochs — muuh! — hinein in die Einsamkeit. Das klingt wie ein Nebelhorn auf verschleiertem Meer. . . . Der ohnehin schmale Fahrweg wird jetzt noch schmaler. Manchmal schrumpft er zu einem Fußweg zusammen, und dieser Fußweg ist zuweilen sogar bloß markirt.

Bei einer langgestreckten, steinigen Erhöhung will der Ochsenwagen seine Kunst im Hindernißfahren zeigen. Ich werde herumgeschüttelt, auf und ab gewackelt, barbarisch maltraitirt, als ob jedes Rad zu seinem Vergnügen einzeln über die grauen Steinblöcke hopste. Dazu beginnen die aufgeregten Räder eine Unterhaltung im Quietschen. Das große linke Hinterrad brummt zuerst los. Spitz und in hoher Fistel antwortet quietschend das kleinere rechte Vorderrad, und dieser nervenerschütternde Dialog dauert fort, bis plötzlich der Kutscher kräftig in die Zügel ruckt und in einer Staubwolke das ganze Galagespann zum Ausruhen anhält.

Die Ochsenschlaufen, keuchen, dampfen, hastig mit den Schwänzen wedelnd. Es gilt, während der kurzen Ruhepause einen Schwarm von großen Fliegen fortzuschrecken — ach, soviel Fliegen, wie sie nicht das ganze Fürstenthum Neuf besitzt!

„Hüh, hüh, hüh!“ . . . Also weiter.

Ich weiß nicht, was heute der Himmel hat.

Den ganzen Nachmittag düsterte er in glühendem Sandgrau, und jedes Wölkchen, das sich vom Horizont her auf diese weitgewölbte Fläche verirrte, wurde unbarmherzig aufgefogen. Jetzt, gegen Abend, kommt er wieder in's alte Geleis. . . . Dunkelpurpurn erglüht es ringsum. Flammend, in unheimlicher Größe, stellt sich der heimgehende Sonnenball auf sandige Hügel. Rasch erlischt der Tag. Trägen Fluges schwebt ein weitklastender, sich verspätender Geier vorüber. . . .

In der Dunkelheit gelangen wir an eine, in schauriger Einsamkeit düsternde Farm — ein niedriges, von breitästigen Bäumen umschattetes Blechhaus. Daneben drei oder vier bienenkorbartige, aus Lehm, vermischt mit Reifig und Schilf, zusammengeknetete Kaffernkraale.

Unser Ochsenwagen, ein Gruß aus der civilisirten Welt, entfesselt eine wahre Revolution in dieser weltfernen Behausung. Große Hunde bellen, Geflügel gackert, Schweine kreischen auf, nackte schwarze Kinder springen herbei. Aus der Farm aber treten zwei neue Passagiere — ein fürchterlich dickes, vierschrotiges Weib von einigen vierzig Jahren und ein durrer, verwittert aussehender Mann, der sich — ja, höre ich recht? — „Baron“ tituliren läßt.

Während Beide sich auf das Sitzpolster quetschen und der Wagen weiter knirscht, führt diese resolute Weiblichkeit mit knarrender Stimme ganz allein das Wort, ohne im Geringsten von den übrigen Anwesenden Notiz zu nehmen.

„Ja,“ erzählt sie dem „Baron“, „viel Geld läßt sich nur mit Branntweinhandel verdienen, das hat mein Seliger hundertmal gesagt. Sapperment, das war ein Mann! Im ganzen Freistaat giebt's keinen solchen mehr. Seelengut war er, und immer lustig war er, und eifersüchtig war er. Aber wie er's Geld verdient hatte, fing er's Saufen an. Paarmal sprang ich ihm an die Binde, doch ich sprang zu spät; der Trunk hatte ihn schon auf's Sterbebett geworfen.“ . . .

Nun schnattert sie beim Lichtschein einer Laterne und in einem Anfall von Rührung seine ganze Krankheitsgeschichte bis in's Einzelste her und wischt sich dabei mit dem Rücken der Hand die Thränen aus den Augen.

Inzwischen ächzt und stöhnt der Wagen in tiefster Finsterniß einen steinigten Sandhügel hinan. Bald schwankt er nach der einen, bald nach der andern Seite; manchmal steht er ganz schief, und ich wundere mich, daß er nicht umkippt. Wirr fliegt die Ladung durcheinander. Wir Alle werden auf den harten Polstern hin und her geworfen; aber das Mundwerk der Alten arbeitet unermüdlich weiter.

„Giebt es in dieser Gegend Löwen?“ fragt auf einmal eine raube Baßstimme.

„Warum?“

„Vielleicht, daß einer Appetit auf Ochsen hat.“

„Bewahre,“ erwidert eine andere Stimme, „wenn er die Alte wittert, rennt er davon.“

Ich weiß nicht, ob sie's gehört hat. —

Ach, ich mag nicht mehr fahren. Ich gehe im Sand zu Fuß weiter. In einiger Entfernung folgt der Wagen. Kein Laut vernehmbar in diesem Todes-
schweigen. Schwarz, in entsetzlicher Einsamkeit, dunkelt vor mir die afrikanische Ebene. Und weit, jenseits dieser Finsterniß, jenseits von Wüsten und Meeren, liegt Europa, liegt Deutschland, liegt die Heimath mit tausend treuen Herzen. . . .

Vor einer breiten Pfütze, umgeben von verdorrter Steppe, wird zum Uebernachten Halt gemacht. Bald sind die Ochsen aus einander gekoppelt und zum Trinken an die Pfütze getrieben. Dann schnuppern sie auf der Steppe nach ihrem „Nachtmahl“ herum. . . . Rasch entfacht der Kutscher ein Zigeunerfeuer. Wir hocken im Kreise, und die Pfeisen werden angezündet. Man plaudert, plaudert nur von Afrika. . . . Nach und nach wird das Feuer kleiner. Eine Pfeife nach der andern erlischt. Man kriecht unter die Plane des Wagens, um zu schlafen. . . . Alles still und pechschwarz. Nur manchmal fegt der Nachtwind unter die Leinwand und schüttelt sie wie ein Segel. Oder die in meiner Nähe schnarchende Alte murmelt im Traum. Sie scheint vom Brauntweinhandel ihres Seligen zu sprechen. . . . Gute Nacht denn! —

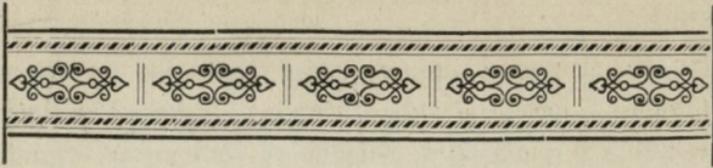
Fürchterlich sticht am folgenden Morgen die Sonne herein. Einer nach dem Andern verläßt sein Lager. Man treibt die Ochsen zusammen. Die Fahrt geht weiter.

Nach einigen Stunden erreichen wir einen Fluß.

Er ist liebenswürdig genug, kein Wasser zu haben. Trotzdem, soviel Prügel, wie bei dieser Durchfahrt wurden auf die Ochsen während der ganzen Reise nicht abgeladen und auch nicht soviel Flüche. . . . Im Sonnenbrand fängt auf einmal einer dieser Ochsen an zu taumeln. Plötzlich bricht er zusammen, und in kurzer Zeit ist er todt. Der Kutscher ist davon nicht weiter überrascht; er hat das schon oft erlebt. . . . Nun ziehen bloß noch siebenzehn Ochsen. Todt wird der achtzehnte vom Wagen nachgeschleift. So vergrößert er die vom ganzen Gespann aufgewirbelte Staubwolke. —

Seit einigen Stunden bin ich theilnahmslos gegen Alles, bin ich verschlafen, entnervt, verwüstet, körperlich und geistig bankerott. Ich denke nicht mehr, ich spreche nicht mehr. Geistesabwesend starre ich über die Rücken der Ochsen in die Sandwüste, und es kommt nur etwas Abwechslung in dies Schauerbild, wenn sich, wie in mitleidsvoller Theilnahme, einmal ein Ochs nach mir umsieht. Ich weiß kaum, daß ich noch Knochen habe. Mir ist, als müßte ich sie unter der durcheinander gewürfelten Ladung einzeln zusammensuchen.

In solcher Verfassung erreiche ich mein Reiseziel. . . . Was? Das ist auch eine Stadt? Mußte ich solche Strapazen ertragen, um einen Sandhaufen zu sehen?



XVII.

Auf Diamantfeldern.

Im Schnellzug. — Wie die Phantasie Kimberley malt. — Das Stadtbild. — Im Bureau der De Beers Mine. — Diamantengräber. — Ihr Lagerleben. — Quarantaine. — Vom Verschlucken der Diamanten. — Ein Diamantfeld. — Der Diamantenmarkt. — Lockspitzel. — M e i n e Diamanten.

Kimberley (Kapland), 15. Oktober.

Die grausen Herrlichkeiten meiner Ochsenwagenfuhr sind hinabgeglüht. Weiter geht es auf der süd-afrikaniſchen Eisenbahn. . . .

Im Coupee des dahinsausenden Schnellzuges — Alles mit Menschen vollgeſtopft, Alles zuſammengepfercht. Draußen aber, jenseits des Waggonfensters, dehnen sich in schauriger Dede unermessliche Sandstrecken der Karroo, am Horizont zuſammenfließend mit dem glühenden, metallgrauen Himmel.

Nach Kimberley fahre ich, dem Mekka der Diamanten, der Heimat des edelsten Edelgesteins. Todt-

müde von langer, langer Reise hocke ich im Halbschlummer auf dem Lederpolster. Glitzernde Träume, im Bund mit allerhand Phantasien, sind eifrig bemüht, mir in ihrer Weise die nahende Diamantenhauptstadt der ganzen Welt vorzugaukeln. . . . Allüberall Leuchten und Blitzen, Glühen und Strahlen wie in einem Zauberreich. Allüberall märchenhafte Pracht, als wären dort Millionen versteinter, von der Sonne durchfunkelter Thautropfen, etliche Morgenröthen und einige Duzend zerbrochener und zerbröckelter Regenbogen vor Anker gegangen. . . .

Träume und Phantasien — solch Gelichter kann leicht draußlos koloriren. Die drastische Wirklichkeit jedoch trumft bei meiner Ankunft ein vollständig anderes Kimberley aus.

In sandigster Dede ein Klumpen von Blechhäusern. Ab und zu einige dürstige Bäume, alle schwer bepudert mit grauem Staub. Auf den Plätzen, wo sich sogar etliche palastartige Häuser brüsten, nasekitzelnder Geruch nach Ochsenwagen. Wer mir in den Staubstraßen begegnet, sieht arg verdurstet aus, und ich weiß nicht, ist er durstig nach Gold oder nach Brandy. Detonationen von Dynamit vibriren in der heißen Luft. Sobald sich durch die Straßen ein Ausblick in die Ferne bietet, sehe ich pustende Schornsteine, mächtige Gerüste, welche sich über den Diamantminen erheben und grell abzeichnen vom bleichen Horizont. —

Eine halbe Stunde später — ha, welch anderes Bild!

Da sitze ich im Bureau der großen De Beers

Mine. Da breitet der liebenswürdige Direktor einen wahren Sonnenaufgang von Diamanten vor mir aus, so daß mir wird, als sollte ich untertauchen in Diamantenpracht. Und immer schiebt sich ein neuer Blechkasten wohlfortirter Steine auf den breiten Tisch: große, kleine, ganz kleine, gelbliche, violett schimmernde, graue, weiße. Ach, alle sind gleich liebe Kinder! . . .

Was jetzt vor mir aufglitzert, es hat einen Werth von gegen zwei Millionen Mark. Ich denke an all die weiblichen Reize, denen diese Diamanten dereinst etwas nachhelfen sollen; an all den blassen Neid, welcher sich entfesselt, wenn einige von ihnen auf dem Berliner Preßball unter dem Kronleuchter des Philharmonie- saals herumkottieren; an das glückverklärte Gesichtchen, wenn sie herzwärmend als Brautgeschenk auffunkeln; — denke schließlich an ein liebreizendes Mädchen aus dem Lande Schiller's und Goethe's, das mit seinem herrlichen Augenpaar und goldenen Herzen auch diesen Millionentand überstrahlt.

Aber die Arbeiter, welche aus den Diamantgruben diese Pracht heraufschaffen! . . .

Es sind Rassen der verschiedensten Stämme. Keiner dieser robusten Krausköpfe darf in der freien Gotteswelt frei herumlaufen; alle müssen gefängnißartig in großen, festungitterten, hochummauerten Baracken, den „Compounds“, hausen, vollständig isolirt von der Außenwelt. Solch freiwillige Gefangenschaft verlangt der stets auf drei Monate abgeschlossene Arbeitskontrakt.

Damit will man dem „Verschwinden“ von Diamanten vorbeugen.

In diese Baracken zu gelangen — es ist ebenso schwierig, wie der Zutritt zu einem wegen Preßvergehen verurtheilten Schriftsteller in „Plözensee“, dem großen Berliner Gefängniß. Der Direktor der De Beers Mine hat mich mit Passirscheinen genügend ausgerüstet, so daß sich mir alle Thüren und Thore öffnen.

Hinein trete ich auf einen riesigen, auf allen vier Seiten von Baracken umbauten Platz. Der hereinlugende fahle Himmel ist nur durch ein mächtiges, über den ganzen Raum hin gespanntes Drahtgitter sichtbar. Es soll verhindern, daß Diamanten mit geschicktem Wurf über die Baracken nach außen geschmuggelt werden. . . . Hier wohnen bei einander neunhundert Kaffern. Von hier aus steigen diese halbnackten Mannschaften direkt hinunter in die Diamantgrube. Hierher kehren sie aus der schmutzigen Tiefe zurück.

Mein Erscheinen in dieser Abgeschlossenheit verursacht einen wahren Aufruhr. Alles springt herbei, um den fremden Mann aus fremdem Land zu sehen und der Sehnsucht nach der Außenwelt Luft zu machen. . . . Laßt euch nicht stören, ihr braven Burschen! Genießt ruhig eure Siesta! Es ist ohnehin schwer für euch arme Teufel, unter tausend Gefahren die größten Reichthümer der Welt aus der Erde herauszubuddeln! Ich betrachte mir inzwischen eure eigenthümliche Residenz.

Auf dem drahtnetzüberspannten Platz entwickelt sich ein wahres Lagerleben. Lustige Feuer lohen auf vor den kleinen Barackenthüren. Rings im Kreise hocken die Kaffern und bereiten ihr Mittagsmahl. Zuweilen erschallen schwermüthige Lieder in düsterer Molltonart; aber die schwarzen Gesichter der Sänger grinsen dabei vor Vergnügen. Weiterhin wird gespielt, gebalgt, gelacht. O, es geht kreuzfidel zu bei den Diamantengravern, die sich in ihrer Gefangenschaft in den gleichfalls von der Umzäunung eingeschlossenen Kaufläden an Lebensmitteln anschaffen können, was ihnen beliebt. . . . Jetzt sehe ich sogar eine Art Schule. Auf grob zusammengenagelten Bänken sitzen fünf ziemlich nackte Kaffern, noch ganz bedeckt mit Staub aus der Diamantgrube, und lernen nach der Buchstabirmethode lesen. Daneben zeigt sich das Hospital mit seinen Kranken, die in der Tiefe beim Arbeiten mit der Spitzhacke, beim Sprengen mit Dynamit verwundet wurden.

Nun aber, Apollo, steh mir bei, damit ich die jetzt folgende Abtheilung mit möglichster Delikatesse schildere! Du sollst, mein fröhlicher Leser, nicht die Nase rümpfen, und doch muß ich Dir als gewissenhafter Beobachter auch die — „Quarantaineabtheilung“ vorstellen. Mein Begleiter vom Direktorium hat mein Verständnis dafür genügend vorbereitet. . . .

„Also, was Sie jetzt sehen werden“, erklärt der wackere Mann tief eindringlich, „sind Minenarbeiter, deren Kontrakt nächstens abläuft. Natürlich können

wir diese Leute nicht ohne Weiteres laufen lassen; die müssen erst eine achttägige Quarantaine durchmachen.“

„Quarantaine? Wieso?“

„Sie werden das besser verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß wir Kaffern hatten, welche im Stande waren, zwei hartgekochte Eier ganz zu verschlingen und sie ebenso wieder von sich zu geben. Denken Sie, wenn solche Virtuosen sich auf das Verschlucken von Diamanten verlegen!“

Inzwischen treten wir in einen weiten Saal. Auf dem Boden liegen einige siebenzig vollständig nackte Kaffern. Nur ihre Hände sind mit unförmigen, tellergroßen, steifen Fausthandschuhen aus Stiefelsohlenleder bedeckt — Handschuhen, die man an den Handgelenken mit Vorhängeschlössern befestigte.

„Sehen Sie“, docirt mein Begleiter, „all diese Leute erhalten jeden Tag ein kräftiges Laxirmittel, damit etwa verschluckte Diamanten — —“

„Hm, hm!“

„Um aber zu verhindern, daß sie bereits verschluckt gewesene Diamanten zum zweiten Male verschlucken —“

„Ah, deshalb die Handschuhe!“

„Deshalb die Handschuhe!“

„Aber wie können sie dann essen?“

„Das sollen Sie gleich sehen!“

Man bringt kleingeschnittenes Fleisch herbei, legt es einem Kaffer auf diesen famosen Handschuh, der Wollkopf beugt sich darüber, und hastig schlürfen die dicken Lippen die Delikatesse hinunter. —

In die Tiefe einer schachtartigen Diamantgrube steige ich nicht herab. Sie gleicht in ihrer Anlage genau einer Goldmine, und Goldminen kenne ich zur Genüge von Johannesburg her. Lieber besuche ich ein offenes, unter freiem Himmel gelegenes Diamantfeld.

Hei, ist das ein Leben! Herausgesprengt, herausgehackt, herausgeschaufelt wird da unten aus einer kraterartigen Vertiefung der sogenannte „blaue Grund“, jene stahlbläuliche Erde, in welcher sich die Diamanten vorfinden. Dicke Drahtseile ziehen hinab; eiserne Karren jagen daran auf und nieder; mit Blaugrund beladene Lowriszüge rollen daher. Alles Sand, Staub, Schweiß, und darüber der sengende Himmel. . . .

Aber vorwärts, vorwärts! Folde muß auf dem Ball in Diamanten strahlen, muß die herumschwirrenden Freier blenden! Wenn sie wüßte, das arme Ding, aus welch saftigem Schmutz man hier ihre Reize heraufholt! . . . Und erst die umständliche Wanderung dieser Diamantreize durch all die komplizirten, donnernenden und polternden Maschinen, bis endlich, nachdem alles Erdreich fortgewaschen, die Edelsteine aus den zurückgebliebenen kleinen, schwarzen Kieseln mühselig herausfortirt werden! —

Es giebt mehr Diamanten in der Welt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt. Wolte man in Kimberley diese Vorräthe mit der Hast der Maschinen allzu eifrig an's Tageslicht fördern, der Diamantenmarkt wäre überfluthet, die gleißende Pracht entwerthet. Nein, auf Preis muß man halten, auch bei Diamanten! In

edler Fürsorge haben deshalb die Herren Aktionäre bestimmt, daß jährlich nur eine gewisse Diamantenmasse ausgegraben wird. Mehr ja nicht, bewahre!

Die ganze Stadt lebt und athmet in einer Atmosphäre von Diamanten. Was die Fremden aus aller Welt herbeilockt — Diamanten! Um was man feilscht und handelt in den eleganten Bureaus, wo an der Wand statt des brutalen Anschlags „Zeit ist Geld“ zumeist das bekannte Henneberg'sche Bild „Die Jagd nach dem Glück“ hängt — Diamanten! Was die Debatten in den Kneipen belebt, die Köpfe dort in dem kleinen Gerichtssaal erhitzt, den Arrestanten, welcher jetzt geschlossen durch die Staubstraße transportirt wird, in die Arme der Polizei liefert, die Verbrechen drüben der grau uniformirten Zuchthäusler veranlaßte — Diamanten und immer Diamanten!

Und doch darf hier Niemand einen Diamanten besitzen, ohne mit einem Schein vom Gouvernement sein Eigenthumsrecht nachweisen zu können, Niemand einen Diamanten kaufen oder verkaufen, ohne spezielle Gouvernementserlaubniß. Zuwiderhandlung wird mit mehrjährigem Zuchthaus bestraft. Man will durch diese drakonische Einrichtung den Diamantendiebstahl verhindern. Dazu stellte die Regierung noch eine Masse Lockspizel an, Generalschurken, welche in der Maske ehrlicher Männer den Unkundigen zu günstigem Diamantenkauf verführen wollen. Lockspizel bedeuten stets einen Schandfleck der Rechtspflege. Die englische Regierung

scheint Angesichts dieses Diamantengeflimmers auf solche Schandflecke nicht verzichten zu können. —

Gründlich verstaubt, ermattet und ermüdet vom ewigen Herumsteigen lasse ich mich endlich hinter einer Flasche Kapwein nieder. Wie er — gluckgluckgluck — so golden in's Glas perlt, ist es mir auf einmal, als müsse ich über den ganzen Diamantentram hell auf-lachen. . . .

Paß, geht mir doch damit! Die funkelnde Sonne, glitzernde Thautropfen, leuchtende Frauenaugen — das sind meine Diamanten!



XVIII.

Kapstadt.

Die Karroo. — Veränderte Scenerie. — Ankunft in Kapstadt. — Südafrikanische Gesellschaftstypen. — Auf der Adderley-Street. — Malayische Frauen. — Im botanischen Garten. — Der Tafelberg. — Südostwind. — Vororte von Kapstadt. — Ein Picknick. — Die Tafel-Bay im Rückgang.

Kapstadt, 22. Oktober.

O, das wird ein colossales Aufathmen! Denn ich verlasse das Staubgewölk der Diamantfelder, verlasse die Wüsteneinöden der Karroo und jage in dreiundvierzigstündiger Eisenbahnfahrt dem frühlingvollen Gelände Kapstadts entgegen.

Die Karroo! . . . Unbegrenzte Sandebenen strecken sich in sengender Sonne. Schauervollste Verlassenheit. Kein vereinsamter Baum, kein bißchen Gestrüpp — nichts. . . . Dann, nachdem der Zug stundenlang, stundenlang weiteraufste, erwacht etwas Leben. Ab und zu schwanft verkrüppeltes Gebüsch im glühenden Wind-

hauch, guckt ein vereinzeltes Zwergbäumchen schüchtern empor, zeigt sich eine gelangweilte Straußenherde, von welcher der Berwegenste mit langen Beinen und langem Hals eine zeitlang neben unserm Schnellzug herspringt.

Weiterhin werden sogar einige dürre Schafe sichtbar, die fragend zu ihrem ziemlich nackten schwarzen Hirten aufblicken, als wollten sie sagen: „Was? Auf dieser Sandbüchse sollen wir fressen? Du bist wohl verrückt?“ Zuweilen erheben sich auch ein paar Raffernkraale, vor denen eine junge Mutter ihren letzten schwarzen Sprößling auf den Armen wiegt und dabei nach einer dahersegelnden kupferfarbigen Wolke von Heuschrecken auslugt, die sich jetzt träge herabstekt. —

Am Morgen nach schwüler Nachtfahrt — hei, wie verändert die Scene!

Ein Bächlein schimmert aus staubgepudertem Grün; Versuche kleiner Kiefernwaldungen tauchen auf; bläuliche Höhenzüge dämmern den Horizont entlang. Langsam erwacht die Cultur in der Karoo, diesem grandiosen, gelbleuchtenden Riesen-Tigerfell. . . .

Aber erst nach der folgenden Nachtfahrt!

Keine Wüste mehr; sie ist bei den Heuschrecken zurückgeblieben. Saftgrüne Wiesen, fruchtschwere Felder leuchten jetzt im Morgenroth; tiefdunkle Bäume, massig und magisch, wie der Baumschlag auf Bildern von Böcklin, beleben die Landschaft, und in der Ferne wuchtet eine gigantische, von dünnem Goldgewölk umhauchte, wilde Gebirgswelt. . . .

Noch einige Stunden — dann grüßen die ersten

Vororte von Kapstadt mit ihren traulichen, weißschimmernden Villen, umgeben von dichten, gutgepflegten Zäunen, viel besser gepflegt, wie bei manchen Leuten der Backenbart. Und diese sanfthauchende, mildkosende Luft, an die sonnentrunkene Riviera erinnernd, wo die kranken Lungen so rasch genesen!

Plötzlich erschimmert das tiefblaue Meer. Ha, das ist der Golf von Neapel, der Bosporus, der Busen von Ajaccio — o, Alles ebenso schön und doch viel anders! Ich bin aus der Wüste in's Paradies gerathen. . . . Eine große, herrliche Stadt, am Fuße des graufeligen, grünbetupften Tafelberges, zieht sich die weitgeschweifte Bucht entlang — Kapstadt. —

Seit einigen Tagen ignorire ich Tintenfaß und Bleistift; ich bummle nur herum, ruhe aus und trinke Kapwein dazu.

In meinem Hotel sind so ziemlich alle südafrikanischen Gesellschaftstypen angeschwemmt. Da ist ein renommirter Löwenjäger, ein schweigsamer Mann, der verlegen stottert, wenn er mit einer Dame spricht; da ist ein Afrikaforscher, welcher Vorbereitungen zu einer großen Ochsenwagenreise trifft und sich auf Monate hinaus mit Conserven verproviantirt; da ist ein alter Schiffskapitain, soeben nach einundzwanzigtägiger Meerfahrt angekommen von London und morgen weiterreisend nach Australien; da ist ein Specialarzt, der eingehende Studien über die herumgrassirende Rinderpest machen will; da sind kühne, projectenreiche Unternehmer, welche ihre ganze Correspondenz nach New-York, London, Paris nur per Telegramm besorgen; da sind Goldgräber,

Diamanten-Speculanten — alles sonnenverbrannte Leute mit jenem robusten Auftreten, wie es der Daseinskampf auf afrikanischem Boden verleiht. —

Auf den breiten Trottoiren der Abderley-Street, der Hauptstraße Kapstadts, treffe ich zur Promenadenzeit zwischen hohen Bankhäusern, eleganten Bureaus, imposanten Kaufläden die ganze Mischtruppe aller Nationen, aus denen sich die hiesige Bewohnerschaft zusammensetzt: herrliche Engländerinnen mit reichem, glänzendem Goldhaar, im Nacken zu mächtigem Knoten geschlungen, alle möglichen Europäer, für welche Kapstadt den Vorposten bei der wilden afrikanischen Jagd nach dem Glück bedeutet, Kulis, Hottentotten, Kaffern, Malayen und andere dunkle Herrschaften.

Das lebhafteste Interesse entfachen die Toiletten der malayischen Frauen. Ein grellrothes Seidentuch wird quer über die braune Stirn gebunden, ein leuchtend blauer Seidenschawl um die Schultern gelegt, ein noch leuchtenderes, gelbes, aufgebauschtes Seidenkleid darunter als Fortsetzung angefügt — und die Malayen-Venus ist fertig. Dabei hegt sie besondere Vorliebe für die Effecte der Crinoline; gleich unter den Armen gerathen ihre Röcke in unheimliches Wauschen und streben dann nach unten hin derart ehrgeizig in's Weite, daß zwei solcher neben einander watschelnder Schönheiten das ganze Trottoir einnehmen.

An das Ende der Abderley-Street reiht sich der Botanische Garten. Hier sitze ich unter den altersgrauen, zerklüfteten Eichen auf einer Bank, während sich der Jubel spielender Kinder mit dem Gesang grellbunter

Bögel vermischt, und zwischen Eichenlaub hindurch weit-
ausgreifende Palmenwedel nach meinem Ruheplätzchen
ragen. Zwei Schritte von mir duften und blühen alle
Gewächse der Erde, so die südafrikanische Sonne nur
zurechtdreheln kann. Hei, welch wonniges Schwelgen
wäre dieser Pflanzenreichtum für Leute, welche die
Natur bewundern, indem sie die Staubfäden zählen!
Ein solch emsiger Botaniker könnte hier aufjubeln, wie der
Geizhals beim Anblick einer Goldmine. . . . Niemand
stört mich; höchstens ein vorüberschlurfender schwarzer
Gentleman, der gerade vor meiner Bank Halt macht,
weil er den ausgegangenen Cigarrenstummel wieder in
Brand setzen muß. —

Soviel ich auch in Kapstadt herumziehe, immer
muß ich nach dem gewaltigen Tafelberg aufblicken.
Isolirt, majestätisch düstert er hinter der Stadt empor,
eine stolze Warte an der Grenze zweier Oeeane, die an
der Südspitze Afrikas zusammenstoßen. Gigantisch er-
heben sich seine Ausläufer, in deren Fochen Wolken
nisten, gigantisch seine röthlichen Felszinnen.

Soeben deckt sich sein langgestrecktes Plateau, die
erhabene „Tafel“, mit riesigen Wolfentüchern. Weit
flattern ihre gefranzten Zipfel hernieder über die Fels-
kanten. So deckt sich der gewaltigste Tisch der Welt.

„O weh!“ ruft mit bedenklichem Blick nach dem
Berg einer meiner Begleiter, die mich zum Picknick in
einem der reizenden Vororte einluden, „das wird eine
schlimme Geschichte!“

„Wieso?“

„Das „Tischdecken“ ist der Vorbote des Südostwindes.“

„Südostwind! Hab' ich oft gehabt bei meiner Afrika-Rundfahrt.“

„Aber nicht solchen. Das ist eine Kapstadter Specialität. Der braucht drei Tage, um sich auszublasen. Am ersten fegt er nur Staub vor sich her, am zweiten Kiesel, am dritten Steine.“

„Aber unser Picknick?“

„Nur ruhig zu!“

Wir passiren die Orte Rosebank, Newland, Wynberg. Ueberall weißschimmernde Villen mit breiten Terrassen, ganz vergraben in buntfarbigem Blumenrausch. Ach, wenn da heraus kleine Frauenhände einem geliebten Herzen winken, glänzende Augen nach ihm auslugen! . .

Jetzt erreichen wir einen großen schattigen Platz, einen vielbesuchten Belustigungsort der Kapstädter. Ueberall Publicum in Massen. Wie ich mich hindurchdränge, mir ist, als gehe ich durch die halbe Welt, so verschiedene Nationalitäten muß ich passiren. Unter einem Mango-baum wird gelagert. Das Picknick ist eröffnet. . . Zuweilen fallen Heuschrecken oder Spinnen herab auf das saftige Roastbeef. Was thut's! Neben uns quietschen Flöten, krazen Geigen, wird getanzt, gesungen, geliebt-ängelt. Man amüsirt sich köstlich.

Plötzlich braust er los, der Südostwind. . . .

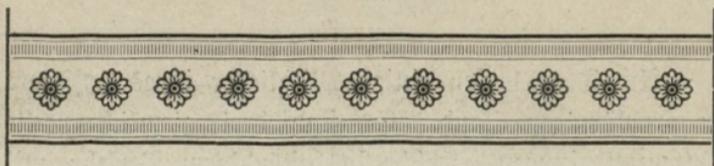
Im Nu steckt Alles in undurchdringlichem Staubgewölk, das wild durch die Bäume daherwirbelt. Es kracht und stöhnt und pfeift und spielt ein ganzes Sturm-

orchester auf. . . Doch das stört die südostwindgewöhnten Kapstädter nicht im Geringsten. Ihre Fröhlichkeit tollt weiter, und lautes Gelächter vermischt sich mit dem Heulen des Sturmes und dem Knacken der Zweige. Nun denn, Südost, du rauher Geselle, so rase und tobe weiter! —

Kapstadt, so glänzend es sich dem Fremden auch vorstellt, es geht zurück in seiner Entwicklung. Der weite Hafen muß sich manch guten Bissen von Schiffsladungen entschlüpfen lassen. Port Elisabeth, die schöne Rivalin, nimmt dafür einen um so kühneren Aufschwung, weil von dort aus der Eisenbahnweg nach den Gold- und Diamantfeldern, jener großen Heerstraße, nach welcher Tausende und Tausende drängen, ein weit kürzerer ist, als von hier. Nur wenn man in der Nähe Kapstadts gleichfalls Gold finden sollte, was hoffnungsreiche, träumerische Menschen zuversichtlich annehmen, dann freilich wird das alte, sagenumwobene, von bergiger Wildniß beschützte Kapstadt der leuchtendste Punkt des dunklen Erdtheils. . .

Verstanden? Wenn! —

Auch das Meer nimmt Theil am jähen Erwachen des Südostwindes. Unten am Hafen ist die Luft erfüllt vom donnernden Anprall und Wiederhall zerstäubender Wogen.



XIX.

Bei Vogel Strauß.

Die Residenz der Vogel-Majestäten. — Eine Straußenherde. — Das Diner dieser Herrschaften. — Der Strauß in Begeisterung. — Der größte Idiot. — Sein familienleben. — Straußenmädchen und Gänsemädchen. — Der Brutofen. — In den Vorrathsräumen. — Vorlesung über Straußenzucht. — Ein Traum.

Kapstadt, 25. Oktober.

O ja, auf diese Audienz habe ich mich längst gefreut — auf die Audienz bei Vogel Strauß nämlich, dem König der Vögel.

In Kapland ist's, da, wo die unermessliche, todesöde, melancholische Karroo allmählich in fruchtbares, heiteres Gelände übergeht. . . Beim Städtchen Worcester, dessen weiße Häuser in glühendstem Sonnenbrand schmoren, verlasse ich die Eisenbahn. Eine kurze Wagenfahrt — die Residenz einer ganzen Compagnie jener Vogel-Majestäten ist erreicht.

Am Thor hocken einige Mitglieder ihres Hofstaats im grobkörnigen Sand. Es sind drei ziemlich nackte Hottentottenjungen, welche in beständigem Verkehr mit dem Strauß scheinbar gar starke Portionen seiner Menschenverachtung zu sich genommen. Träge starren diese „Höflinge“ vor sich hin und lassen sich die afrikanische Sonne auf die schwarzen Buckel brennen, den Fremdling völlig ignorirend.

Doch wenige Minuten später — dann belegt mich der Besitzer dieser Straußenfarm mit Beschlag und öffnet mir in liebenswürdigster Weise alle Provinzen seines weiten Reichs.

Gleich hinter dem weißen Steinhaus treibt sich eine Straußenherde herum. Ich tauche in ein Gewoge von langen, grauschimmernden Hälsen, rothen Schnäbeln, hohen, zinnoberfarbenen Stelzbeinen, schwarzen, weißgeränderten Flügel- und Schwanzfedern. . . .

Wie ich einer dieser würdigen Majestäten gegenüberstehe und hinaufgucke nach dem zierlichen Kopf, wie sie in goldener Gleichgültigkeit mit den winzigen, blöden Augen zu mir herabblinzelt — ich komme mir vor wie ein kleiner Beamter, der einem eingebildeten Hofrath die unterthänige Bitte um Gehaltszulage feierlichst vortragen soll. Dabei scheint es mir, als sei dem Strauß die pompöse Würde, fortwährend als der größte Vogel der Welt fungiren zu müssen, ersichtlich lästig.

„Wie steht es mit dem Diner dieser Herrschaften?“ frage ich meinen Begleiter.

„O, um den Speisezettel sind wir nicht verlegen.

Der Strauß schluckt so ziemlich Alles, was er seinen langen Hals hinunterquetschen kann: Gras, Klee, Baumblätter, Mais, Obst, altes Eisen, Messingstücke, Knochen. Sein Leckerbissen aber kommt da hinten geflogen.“

Ich blicke nach der angedeuteten Richtung. Hoch oben am dunstigen Himmel schwebt eine langgestreckte Heuschreckenwolke, die sich jetzt zusammensieht, verdichtet, wieder erweitert und beim langsamen Niedersinken mählich röthlich färbt. Jetzt streift sie bereits drüben die kleine Versammlung von Eichen, Trauerweiden und Mangobäumen und raschelt und rauscht und knackt und knistert näher Und jetzt surrt sie über die Vogelköpfe dahin, während sich Tausende der fingerlangen, grellrothen, trockenen Thiere vom allgemeinen Schwarm ablösen und auf den Boden stürzen. So fallen dem Strauß die Leckerbissen auf den Schnabel.

Sein unheimliches Phlegma geräth etwas in Begeisterung. Er schnappt in der Luft herum und schlingt von dem knackenden und raschelnden langbeinigen Geziefer hinunter, soviel sich erwischen läßt. Weshalb auch nicht? Angesichts köstlicher Leckerbissen zeigt selbst trügste Dummheit ein Tüpfelchen Enthusiasmus.

Gleich aber giebt er einen neuen Beweis seiner Beschränktheit. Einige Hottentotten wollen die Straußenherde gegen den Hof absperren. Sie ziehen, kaum einen Fuß über dem Boden, dicht vor den Thieren eine Leine. Keinem fällt es ein, auch nur das Bein zu heben, um darüber hinweg zu steigen. Im Reichthum der Vögel herrscht eben ein eigenes Gesetz: je größer ein

Untertan, um so mehr Dummheit betreibt er. Dumm ist die Ente, dümmer die Gans, erzdumm der Strauß. Hoch erhaben über diesen Grundpfeilern vogelartiger Dummheit aber plappert der Papagei, tirilirt die Lerche, flötet die Nachtigall. Der größte Vogel der Welt ist zugleich der größte Idiot. Ein Esel gehört zu den „führenden Geistern“ des Jahrhunderts dagegen.

Hinter der Farm erstrecken sich die Drahtzäunungen weiter Landstrecken. In jeder Abtheilung haust eine Straußenfamilie: das Oberhaupt mit zwei „Hennen“. Hier scharren sie mit ihren kräftigen Klauen flache Löcher in den Sandboden, und die Eierlegerei kann losgehen.

Dabei sorgt der Chef des Nestes dafür, daß in seiner Familien-Idylle beständig gutes Wetter herrscht. Mit rührender Aufmerksamkeit ist er stundenlang um die eierlegende oder brütende „Henne“ beschäftigt. . . . Gegen Abend, wenn bei sinkender Sonne die Hühner Deutschlands zum Schlafengehen die Steige erklimmen, schreitet auch der Strauß gravitatisch nach Hause, hockt sich neben die „Henne“ und betheiltigt sich am Brutgeschäft, als wüßte er, getheilte Freude ist doppelte Freude. Ja, er bemüht sich sogar mit dem Umwenden der großen Eier, damit sie die Brutwärme von allen Seiten bestrahlt. . . .

Rothglühend steigt des Morgens die afrikanische Sonne über der Karroo empor. Noch immer sitzt er als getreuer Gesellschafter der „Henne“ im heimischen Nest.

Raum haben die entengroßen Rücken das Gefängniß der Eierschalen durchbrochen, so werden sie der Obhut

eines Hottentottenmädchens anvertraut. Nun bietet sich dieser kleinen Schwarzen zum „Puppenspielen“ ausreichend Gelegenheit; denn die herumkrabbelnden Viecher wollen während der ersten Periode ihres Lebens nicht fressen. So müssen sie einige Tage lang fürsorglich gepäppelt werden. Wie ich diese schwarzen „Straußenmädchen“ mit ihren Schützlingen sehe — mir ist, als müßte ich ihnen einen fröhlichen Gruß von ihren Kolleginnen, den deutschen „Gänsemädchen“, bringen.

Nicht alle Strauße werden auf natürlichem Wege ausgebrütet. Damit noch mehr solch famoser Thiere das Licht der Welt erblicken, hilft man mit dem ziemlich complicirten Brutofen nach. In diesem wunderbaren Apparat werden die bräunlichen Eier sechs Wochen lang einlogirt, wird ihnen sorgsamste Pflege, besonders strengste Beobachtung einer gleichmäßigen Wärme zu Theil. So erzielen die braven Straußenzüchter gar glänzende Resultate; nach Ablauf der künstlichen Brutzeit kommen die tölpelhaften Rücken hereingewatschelt in's Dasein.

Und die Pointe der ganzen Straußenzüchtereier?

Das Gewinnen der kostbaren Federn. Sie werden den Riesenvögeln ausgerupft oder mit großen Scheeren abgeschnitten — zwei schmerzlose Operationen, bei denen sich die Thiere mit ihrer feierlichen Dummheit so ziemlich gleichgültig verhalten.

Man geleitet mich in die Vorrathsräume. Sorgfältig ist hier Kasten auf Kasten geschichtet, und in jedem ruhen, förmlich wie hineingehaucht und wohlfortirt,

Federn und wieder Federn: große, kleine, krause, glatte, graue, schwarze, weiße. Hottentotten besorgen die Verpackung von Kisten und pinseln nach Blechschablonen in schwarzen Buchstaben die Firma darauf.

Ich sehe im Geist all die bunten Gesellschaftsbilder, auf denen dereinst diese Federn über hervorquellendem Goldgelock von hochgetakelten Hüten schöner Frauen nicken; sehe die im elektrischen Licht erstrahlenden Ballnächte, wo in verliebtem Getändel sich tiefe, schwüle, kokette Blicke hinter die anmuthige Coulisse eines Straußenfederfächers bergen, um bald darnach desto feuriger hervorzufunkeln; sehe in glitzernder Decembervälte fröhliche Eisbahnfeste, bei denen sich Straußenfederboas um liebliche, frisch geröthete Gesichter ranken und den graziösen Bewegungen der Schlittschuhläuferinnen nachschweben. . .

Weiter führt mich der joviale Besitzer in das von gedämpftem Licht beherrschte Halbdunkel seines kühlen Bureaus, läßt eine Flasche weißen Kapwein in die Kelchgläser perlen, öffnet das wuchtige Hauptbuch und hält mir eine kleine Vorlesung über die geschäftliche Seite der Straußenzucht.

„Glauben Sie, diese ganze Geschichte ist eine Lotterie, ein Hazardspiel. Leicht lassen sich damit ein hübsch paar Bagen verdienen, aber ebenso leicht verlieren. Schon was für ein Heidengeld allein in dem Viehzeug steckt! Fangen wir gleich mit dem Ei an! Ein Stück kostet gegen hundert Mark. Ist der kleine Teufel aber ausgekrochen und sechs Monate alt geworden, so hat das Ding einen Werth von dreihundert Mark.

Ein paar Jahre später stellt ein solcher „Sperling“ einen Betrag von sechshundert Mark vor. Für einen gefunden, kräftigen, ausgewachsenen Vogel, für einen Strauß in den besten Jahren, wird bis fünfzehnhundert Mark gebleicht. Nun denken Sie sich, was für Geld in meinem Geschäft steckt, wenn siebenhundert solche Kerle herumsteigen!“

„Aber der Verkauf der Federn?“

„Sehr gut, sobald das Geschäft gehörig fluscht. Das Pfund hat, je nach der Qualität, einen Marktpreis von vierhundert bis zweitausend Mark. Im vorigen Jahre wurden aus der Kapkolonie allein für gegen zehn Millionen Mark Federn exportirt. Aber welch bösen Verlusten ist man oft ausgesetzt! Da wird eine Masse Eier von den ungeschickten Viechern zertraten! Oder sie hocken sich plump nieder und knicken dabei die kostbarsten Flügel- und Schwanzfedern! Oder Krankheit befällt sie, und so und so viel gehen kaput! Da ist endlich einmal der Vorrath an Federn derb angeschwollen. Man hofft auf ein gutes Geschäft. Aber nein, plötzlich heißt es, beim Export hübsch anbremsen, damit der Federmarkt nicht zu sehr überschwemmt und die Waare nicht entwerthet wird! Schließlich kriegt der ganze Federhandel manchmal noch deshalb einen matten Pulsschlag, weil einige tonangebende Modeköniginnen in Paris, London oder New-York plötzlich von Straußenfedern nichts wissen wollen . . . Ah bah!“

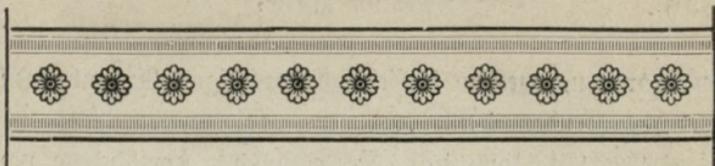
Er macht eine verächtliche Handbewegung und stürzt ein Glas Wein in einem Zug hinunter.

Was soll ich auf diese Jeremiade erwidern! Ich hab' in meinem Leben schon auf viele schöne Dinge getrunken. Es bleibt mir nichts weiter übrig, als das Glas zu ergreifen und — die Straußenzucht leben zu lassen. . . .

Wir treten in's Freie. —

So hab' ich mich den ganzen Tag gar lebhaft in die Atmosphäre dieser Goliaths unter den Vögeln vertieft; hab' ich diese Herrschaften beobachtet nach allen Dimensionen hin. Nun sich die linde afrikanische Nacht herabsenkt und mich der Schnellzug hinunter gen Kapstadt feucht, werde ich die frischen Erinnerungen an diese „Biecher“ nicht wieder los. In die Ecke des Coupees gelehnt, dämmere ich endlich ein. . . .

Aber ich träume vom roth erleuchteten Erker eines prunkvollen Salons, wo in einem vergoldeten Vogelbauer drei mächtige Strauße mit plumper Grandezza gravitatisch herumstelzen. . . .



XX.

Einiges vom afrikanischen Missionswesen.

Drei Missionare. — Saul unter den Propheten. — Abendruhe. — Die Moralisten. — Aussaat ohne Ernte. — Im Missionshaus zu Tanga. — Trübe Erfolge. — Der Muth des Missionars. — Im Zenith des Wohlbehagens. — Von der Verheirathung der Missionare. — Die tapfere Schwester. — Missionar-Ehen. — Ein praktischer Missionar. — Die Mission auf heimischem Gebiet.

Kapstadt, 27. Oktober.

Gewiß, das ist unter den vielen Bekanntschaften, welche ich im Wirrwarr des Kapstadter Hafenlebens mache, eine der eigenartigsten. . .

Am Spätnachmittag — der ganze Himmel gluthet im südafrikanischen Abendsonnenprunk, und über die blaufunkelnden Wellen segt ein tänzelndes, kühl daherblasendes Lüftchen, sich mit dem Duft der nahen Fischeräuchereien vermischend — lerne ich drei englische Missionare kennen. Ernste, ruhige Leute sind es mit sonnen-

verbrannten, welken Gesichtern, buschigen Augenbrauen, fieberglänzenden Blicken.

Der Eine kommt aus Matabeleland, der Andere von den Zulus in Natal, der Dritte aus der Atmosphäre der Kaffern im Orange-Freistaat. Alle drei wollen mit dem morgen fälligen Doppelschrauben-Dampfer „Scot“ nach vieljähriger Abwesenheit zurückkehren in die heiß-ersehnte europäische Heimat. Ich, das Weltkind unter diesen frommen Männern, der Saul unter den Propheten, unterhalte mich mit ihnen ganz prächtig. Natürlich sprechen wir von afrikanischem Missionswesen. . . .

Auf meinen bisherigen Küstenfahrten, in Deutsch-Ostafrika, Sansibar, Mozambique, Natal, dann später in Transvaal, habe ich gar manche Missionsanstalten aufgesucht, gar Vieles gesehen und beobachtet. Jetzt gestatte ich mir auch unter diesen Fachleuten ein wenig mitzusprechen.

Wie wir unten am Meer durch die rauhe Felsenpracht Sea-Points dahinschlendern — Alles in der Natur in überirdischer Abendruhe. Gleich goldfarbigem Wohlwollen erstrahlt die Riesenkuppel des Himmelsgewölbes über dem Tafelberg, der ganzen Stadt, der weiten Bucht, als wollte der Himmel kurz vor seinem plötzlichen Verlöschen der armen Erde Ruhe und Frieden gewaltsam aufprägen. . . .

Solch hehre Stimmung strahlt auch hinein in unsere vielleicht für nervöse Ohren etwas heikle Missionsunterhaltung. Möchte solcher Frieden auch diese Zeilen überglitzern! Denn ich greife nicht an, ich pole-

missire nicht, ich verurtheile nicht — ich konstatiere bloß. Aber ach, gleich giebt es einen ganzen Sklavenaufstand von sogenannten „Moralisten“, denen es bei Behandlung derartiger Themen unbehaglich wird. Und das belfert um so lauter, je enger der geistige Horizont dieser Braven ist. Festgefugt stehen ihre gleich fertigen Traditionen übernommenen Urtheile, und wehe dem armen Teufel, der auf Grund eigener Erfahrung und ureigenster Anschauung eine andere Ansicht hegt! . . . Ah bah! . . .

Aber welch fremdartige Erinnerungen diese wackeren Missionare aus ihrem Berufsleben im Laufe der Unterhaltung vor meinem geistigen Auge aufrollen! Wie sie ein lebensvolles und farbenreiches Bild an das andere reihen!

„Verzeihen Sie, meine Herren!“ nehme ich endlich das Wort. „Wenn Sie Ihre langjährige Missions-thätigkeit überblicken und mit „Ja“ oder „Nein“ das Facit ziehen — was kommt da unter dem Strich heraus? Errangen Sie Erfolge oder nicht?“

„Ich? Nein!“ . . . „Ich auch nicht!“ . . . „Auch ich nicht!“ erschallen nach einander drei dumpfe Stimmen.

„Also war Ihre Arbeit ein vergebliches Mühen?“

„Vergebliches Mühen! Aussaat ohne Ernte!“ lautet die Bestätigung. —

Doch ich will nicht bloß empfangen bei dieser Unterhaltung, ich will auch selbst etwas beisteuern. So gedente ich meines Besuchs im Missionshause zu Tanga in Deutsch-Ostafrika. . . .

Nichts schöner, als dieses trauliche Missionshaus! Sein weißes Gemäuer mit den breiten, rund um das ganze Gebäude laufenden Terrassen leuchtet weit hinaus auf die schimmernde Bucht. Und rings das Wipfelrauschen herrlichster Palmen, und darüber der strahlende Himmel.

Der bereits mehrere Jahre hier ansässige Missionar ist gerade ausgegangen, als ich in seiner zaubervollen Tropenidylle erscheine. Nur die Frau Missionar mit der neuen Predigersfrau ist auf dem Posten. Aber diese beiden liebenswürdigen Damen zeigen mir das ganze Haus nebst der winzigen Kapelle und geben mir jede gewünschte Auskunft.

„Erzielt Ihr Herr Gemahl als Missionar hier große Erfolge, gnädige Frau?“

„Erfolge?“ Ein überraschtes Gesicht blickt zu mir auf, sich gehörig wundernd, wie Jemand nur so etwas erwarten kann. „Erfolge? Wo in einem Ort Deutsche leben, wird der Missionar nie Erfolge haben.“

„Wieso?“

„Weil die Suahelis sagen: So wie Ihr sollen wir werden? O nein; wir sind viel besser als Ihr. Wir betrinken uns nicht, wir quälen nicht unsere Mitmenschen, wie es von Euch Weißen geschieht; wir pflegen ein besseres Familienleben.“

„Ist das für Ihren Herrn Gemahl nicht recht niederdrückend, immer so in die Luft hinein zu arbeiten?“

„O, er hat schon Erfolge, aber auf einem andern Gebiet.“

„Was thut er denn?“

„Er verbindet und kurtirt den Schwarzen, welche viel an Beinwunden leiden, die Beine.“

Man geleitet mich in ein an das Missionshaus stoßendes Seitengebäude. Dies ist zu einer Art Hospital hergerichtet. Hierher kommen jeden Vormittag die Neger, um die ärztliche Hilfe des Missionars in Anspruch zu nehmen. Hier liegen auch einige Kranke, welche wegen ihrer gefährlicheren Wunden die Heilung im Hospital abwarten.

„Auf's Haar wie bei den Zulus“, fällt der Missionar aus Natal ein. „Auch dort ähnliche Einwände von Seiten der Schwarzen. Nur daß sie dieselben nicht gegen Deutsche, sondern gegen die Weißen überhaupt richten. Immer das gleiche Lied und der gleiche Refrain: Wir wollen nicht werden, wie Ihr seid; denn Ihr seid schlechter als wir!“

Auch der Missionar aus Matabelerland weiß kein sonnigeres Panorama zu enthüllen. Zehn Jahre lebte er dort, bis kürzlich der Aufstand losbrach. Dieser Aufstand mit seinem gährenden Haß gegen die Weißen scheuchte auch ihn aus seiner Ruhe. Er überließ das Wirkungsfeld einem ihm nahestehenden Neger — dem einzigen, welchen er während des langen Aufenthalts bekehrt zu haben glaubte — entfloß und rettete mit Müß und Noth das Leben.

Freilich, eines gewissen Muthes bedarf der Missionar. Da zieht er hin in das fremde, oft unwirthliche Land, lebt Tausende von Meilen fern von Freunden und fern

der geliebten Heimat. Nichts von Civilisation, nichts von moderner Bequemlichkeit, die den Reiz des Lebens erhöht. . . .

Und dennoch! In der Pracht der Tropen blüht ein Weltreich von Poesie, und der Verkehr mit Naturvölkern ist oft viel angenehmer, als der Umgang mit gewissen Horden civilisirter Ueberbildung. Dazu lebt er in herrlichster Selbstständigkeit, weit entfernt von nöthigen Vorgesetzten. Und hat er erst für all die afrikanischen Herrlichkeiten volles Verständniß, was doch füglich zu den Requisiten seines Berufes gehört, dann erreicht er allmählich den Zenith des Wohlbehagens und würde mit keinem der von beruflichen Geschäften oft überbürdeten Geistlichen der verschiedensten deutschen Städte tauschen, ja, er wird schließlich all diesem afrikanischen Zauber nur schmerzlich Lebewohl sagen.

Lange unterhalten wir uns von der Verheirathung des Missionars. . . .

Da packt ihn plötzlich in der dämmergrünen Einsamkeit seiner Palmen jenes gewaltige, mächtig zugreifende Gefühl, so man „Liebe“ nennt. Aber zumeist nicht die Liebe zu einem bestimmten Einzelwesen — nein, vorerst die Liebe zum großen Ewigweiblichen überhaupt. Gewissenhaft und vorschriftsmäßig bringt er diese neue Situation seines Berufslebens sofort der vorgesezten Behörde in Deutschland zur amtlichen Kenntniß.

„Wie?“ heißt es über den heimischen Pulken nach dem Studium der Posteingänge, „Bruder Martin will sich verheirathen?“

„Ja, er will sich verheirathen“, wiederholt schleppend eine dürre Stimme.

„Aber wen schicken wir ihm da?“

Sofort hält man unter den verfügbaren „Schwestern“ Umschau . . . Schwester Margarethe? Oder Schwester Emma? Vielleicht Schwester Therese? . . . Hm!

Man schnupft, man überlegt . . .

„Halt!“ ruft plötzlich Einer erleuchtet. „Wie wär's mit Schwester Clementine?“

„Richtig! Schwester Clementine! Eigentlich ist sie auch an der Reihe“, bestätigt hüftelnd die dürre Stimme.

Bei Erledigung der Post wird dem Bruder Martin mitgetheilt, daß in nächster Zeit Schwester Clementine als sein Weib eintreffen werde.

Und bald geht die kleine, schon etwas über das heirathsfähige Alter hinausgewachsene, muthige Schwester Clementine zu Schiff, wobei sie sich nicht recht Klarheit darüber verschafft, was für sie dunkler ist: der schwarze Erdtheil oder ihre Zukunft — die Ehe . . . Ach, unter welchen Strapazen von Seekrankheit, Hitze, Heimweh erreicht sie endlich das gelobte Land des unbekanntenen Bräutigams, besonders wenn er ziemlich tief im Innern wohnt und sie erst einige Wochen, theils per Ochsenfuhr, theils zu Fuß, reisen muß!

Endlich, ach endlich — angekommen! Dieses beiderseitige Erstaunen beim ersten Beegnen! Ist es Freude? Enttäuschung? Schreck? . . . O, fragen wir nicht darnach!

Sofort wird von Bruder Martin die Selbsttrauung

vollzogen. Man sieht, das Heirathen geht auch nach dieser Methode.

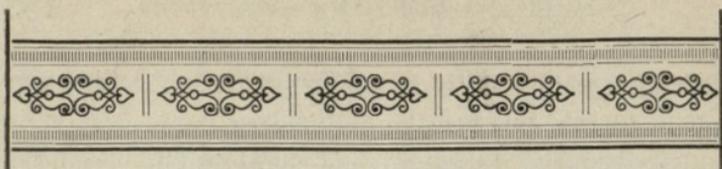
Die verschiedenen so entstandenen Missionar-Ehen, welche ich kennen lernte, zeigten ein recht zufriedenes Gesicht. Zumeist sind sie sehr kinderreich! Mit der Geburt jedes neuen Sprößlings erhält der Missionar eine Gehaltszulage von zweihundert Mark. —

Einem ziemlich praktisch veranlagten Missionar begegnete ich in Pretoria. Der tapfere Mann lebt schon einige Jahrzehnte in der Regierungsstadt Transvaals, hat sonach die ganze Entwicklung der südafrikanischen Republik in allen Phasen mit durchgemacht, hat besonders das plötzliche Riesenerwachen des Goldfiebers beobachtet. Ist es also sehr zu verwundern, wenn ihn dieses heißpulsirende Fieber gleichfalls herumschüttelte? So gerieth er auf den schwanken Boden der Speculation, bewegte sich aber darauf mit solchem Geschick, daß er mit südafrikanischer Geschwindigkeit ein reicher Mann wurde. Ja, auf dem Gebiet des An- und Verkaufs goldhaltiger Landstrecken ist er geradezu eine klassische Autorität. Dabei betreibt er eine ziemlich ausgedehnte Praxis als homöopathischer Arzt, und somit hatte für ihn das Missionshandwerk einen goldenen Boden. —

Die drei Missionare sind mit mir der Ansicht, daß der südafrikanische, unter den Eingeborenen mehr und mehr vordringende Handel mehr Cultur verbreitet, als es die feurigste Beredsamkeit der Missionare vermag. Und da die Erfolge in gar keinem Verhältniß zu den aufgewandten Mühen stehen, so ist zu überlegen, ob es

vielleicht hie und da nicht angezeigt wäre, lieber dafür auf heimischen Gebieten zu missioniren.

Typische Erscheinungen, wo solche Arbeit einzusetzen hätte, giebt es wahrlich genug. Der Offizier, welcher wegen einer Lappalie einen Civilisten mordet, weil er glaubt, dies seinem „Stand“ schuldig zu sein; Kaufbolde mit confussem Ehrbegriff und dergleichen „Helden“ wären vorerst missionsbedürftigere Objecte als die südafrikanischen Heiden.



XXI.

Eine südafrikanische Kneipstudie.

Gesellschaftliches Strandgut. — Eintritt in die Spelunke. — Etwas vom Publicum. — Wie man trinkt. — Schänkmädchen. — „Bessere Gesellschaft“. — Südafrikanische Politik. — Culturmethoden. — Der Tisch der Seeleute. — Löwenjäger. — „Wieviel kostet ein Wurf?“ — Ein unmusikalischer Schalleffect. — Der Ohrfeigenheld. — Verb realistischs Stillleben. — Aufmarsch der Heilsarmee.

K a p s t a d t, 29. Oktober.

Lumpenkerle — nein, parlamentarischer ausgedrückt — gesellschaftliches Strandgut giebt es in der ganzen Welt, auch in Kapstadt.

In einer Seitengasse der Alderley-Street, der Friedrichstraße der südafrikanischen Metropole, versammeln sich alltäglich in einer Kneipspelunke Duzende solch edler Seelen . . . Fröhlich vorwärts! Dieses fruchtbare Terrain zu einer socialen Studie darf ich mir nicht entgehen lassen.

Beim Eintreten in das kapweindunstige Klima des Lokals bin ich für den Augenblick überrascht; das Halbdunkel, der Tabaksqualm, aus welchem sich die verschiedensten Gestalten lösen, herumstehend, herumlehrend, herumhockend am Büffet, bilden zur lichtvollen Straße draußen einen grellen Gegensatz.

Allmählich finde ich mich zurecht unter diesen Brüdern. Wenn man sie länger beobachtet — angesehen, angerochen hat man ihnen ihre ganze Vergangenheit. Da sind jugendliche Gesichter, welche die afrikanische Sonne austrocknete und denen sie frühzeitiges Greisenalter ausprägte; da sind Leute mit schwermüthiger Gluth in den Augen, einer Hölle von Leichtsinne im Herzen und zerrissenen Stiefeln an den Füßen — Leute, welchen Zweck und Ziel ihres Lebens in den Einsamkeiten der Karroo abhanden gekommen und die nun ein flottes Lumpenthum improvisiren; da sind Leute in schäbiger Eleganz, denen man anmerkt, daß sie seit Langem nicht drei Tage hintereinander Geld in der Tasche hatten.

Schätzt man all diese Menschen auf ihren Beruf ab — fortgejagte Consulatschreiber, verunglückte Kaufleute, ausgediente Löwenjäger, ermüdete Weltbummler, reducirte Existenzen jeder Art.

Die sonnenübergelutheten Nebengelände des Tafelberges, diese Heimat der schweren Weine — sie macht sich gar aufdringlich in der Spelunke bemerkbar. Man trinkt und trinkt und — wie! . . . Manche führen den purpurn schimmernden Götterwein mit weihevollen

Pathos zum Munde und schneiden dann nach dem Fenster hin ein feierliches Gesicht; Manche schlürfen ihn schluckweise, bedächtig, vorsichtig, weil sie wissen, er versteht sich auf's Entgleisen, ja auf's Uebernhäufenwerfen; Manche gießen ihn gedankenlos hinab, ganz gleichgiltig gegen die Folgen. Nur Wenige pflegen die echte sonnige Heiterkeit genußreichen Trinkens, während ringsum schwere Cigarren qualmen, rücksichtslose Lippen herumspucken, alle Stimmen durcheinander kreischen.

Ja, Afrika ist der Erdtheil der ausgetrocknetsten Kehlen, wo der Durst erblüht in tausendfältiger Pracht. Aber warum auch nicht, wenn Tropengluth und Wüste zusammen arbeiten!

Hinter dem breiten, eichengeschnitzten Büffet, vor einem krystallinen Aufbau funkelnder Gläser, weitbauchiger Flaschen, deren Inhalt in allen Farben erstrahlt, kokettiren zwei dralle, blondköpfige Schänkmädchen. Ei, die wissen mit ihrem Lächeln, begleitet von züchtigem Augenaufschlag, gut zu wirthschaften! Nicht Jedem wird dieser zärtliche Plunder zu Theil, während dickes Porter aus blankgeputzten Krähnen in die Vocale schäumt, Kapwein oder grellfarbiger Likör in die Gläser gurgelt.

Von den Wänden glozen mit einer gewissen Wichtigkeit neben bunten Plakaten einige gelangweilte Bilder herab — eine schätzbare Sammlung von allerhand Unglücksfällen: Schiffbrüche, Löwen, welche einen Kaffern verzehren, Zusammenstoß zweier Lokomotiven und dergleichen hochdramatische Situationen. —

In einem Nebenraum haust die „bessere Gesellschaft“.

Da fesselt mich ein Tisch, an welchem verwetternete Seeleute sitzen — der alte Kapitän eines holländischen Segelschiffes mit mehreren Auserwählten seiner Leute. Ich lausche ihrer fröhlichen Unterhaltung

„Fochen, was für Wetter?“

„Südost kommt anrumort.“

„Wird's wieder morgen, nach Australien zu, eine Teufelsfuhr. Weißt Du noch, damals, wie wir Nachts im Sturm mit unserm Segelkasten um's Kap Horn herumgondelten? Da brauchten wir gar keine Laterne; aber die Nase unseres Kapitäns leuchtete, daß wir „Poker“ dabei spielen konnten.“

„Schafskopf!“ erwidert der alte, joviale Kapitän, der sich bereits einen kleinen Rausch zugezogen, „ich werde Dir gleich anstatt mit meiner Nase mit meiner Patschhand in die Bisage leuchten!“ Und herzliches Lachen erschallt aus der fidelen Runde.

Am Nachbartisch kennegeißert man südafrikanische Politik. Ein vornübergebeugter, stiernackiger Bummler, die Ellbogen auf die Marmorplatte geflegelt, entwickelt mit von Whisky heisergebrannter Stimme, aber in flammender Begeisterung, seine Weisheit:

„Ewig dauert's nicht mehr, dann haben die Engländer in Südafrika Alles zusammengeramisch, auch das bischen Transvaal und die Goldminen dazu — ja-wohl! Trotz bieten können wir allen Nationen der Erde!“

„Aber Deutschland?“

„Sm, deutsche Politik in Südafrika! Erstens hat's für die Leute keinen Zweck, zweitens warum auch, und drittens geht so etwas manchmal schief!“ —

Daneben sind Einige von solch hochstuhendem Politisiren angesteckt. Sie führen eine gleich breite Unterhaltung über jene Culturmethode, welche am erfolgreichsten bei Negern anzuwenden sind.

„Diese schwarze Garde“ — so lautet das Enderesultat — „ist von den Europäern nur gründlich und zuverlässig zu dirigiren, wenn ausreichend Branntwein in Anwendung kommt.“

„Wie so?“

„Man Locke sie mit Branntwein, man entziehe ihnen den Branntwein, man belohne sie mit Branntwein, und man wird Wunderdinge großartiger Erfolge erleben. Jede andere Methode — Unsinn!“ —

Am tollsten geht es her am großen Eßtisch. Da thront eine Sippe robuster Löwenjäger, deren Unterhaltung aus rauhklingenden Kehlen die Ohren der ganzen Umgebung spizen macht. Bald ist es ein weinfeuchter Herzensaustausch, bald ein Aufzählen haarsträubender, von rosigter Phantasie verklärter Abenteuer, bald dröhnendes Herbeicommandiren neuer Getränke. Kapwein und Whisky haben an diesem Tisch ausgedient; Champagner übernimmt das Regiment. Der Hang und Drang zum Trinken feiert durchschlagende Erfolge, und das in Südafrika so leicht verdiente Geld sitzt locker in der Tasche. So sammelt sich eine leere goldköpfige Flasche zur andern

Nach und nach wird der Geist dieser Gesellen ermüdet, umnebelt.

Plötzlich, als wieder eine neue Flasche aufblinkt, erleuchtet Thomson ein großartiger Gedanke. . . .

„Herr Wirth! He!“

„Was giebt's?“

„Wieviel kostet ein Wurf?“

Seine Hand deutet nach der neuen Champagnerflasche.

„Sie meinen mit der vollen Flasche in's Büffet?“

„Was Sie für ein kluger Junge sind!“

„Kostet drei Pfund.“ (60 Mark.)

Drei blanke Goldstücke rollen auf den Marmortisch.

Thomson erhebt sich, langt nach der Flasche und balancirt einige Schritte vorwärts. Ihm gegenüber erstrahlt das Flaschendepartement, ein krystallener, funkelnder, glitzernder, gleißender Horizont, träumend in süßer Ruhe.

„Achtung! Platz da!“

Alles starrt nach Thomson und seiner Flasche, die er kräftig auf und nieder schwingt.

„Los!“

Sie fliegt, saust, pfeift — krach und pardaux! — flirrende Flaschentrümmer und Glasscherben vermischen sich mit der aufspritzenden, moussirenden, schäumenden Flüssigkeit, und die Salve eines schmutzigen Lachens wiehert dieser Heldenthat dröhnendes Bravo.

Plötzlich geschieht etwas Unerhörtes. Ich vernehme einen ganz unmusikalischen Schalleffect — einen Klang der sich wie der verunglückte Anfang zu einem Theaterapplaus anhört, ein Geräusch, das direct an's Ohrseigenhafte erinnert. Alle Wetter, ist es auch! Wie ich mich

umtwende, gleich geht's noch einmal „klatsch, klatsch“, und ich sehe, daß die weingerötheten, aufgedunsenen, stoppelbärtigen Wangen Mister Thomson's die Streichfläche sind.

„Da die Quittung für die Werferei!“ schreit der Angreifer den verklungenen Ohrfeigen nach.

„Was?“ „Wie?“ „Warum?“ brüllt es durcheinander.

„Der Kerl zerhaut die Flaschen meines Bruders!“ kreischt der Angreifer.

„Er hat ihn dafür bezahlt!“

„Ich weiß nichts davon!“

Steifnackig, ruhig wie ein Kapitain, welcher im Sturm von der Commandobrücke auf die anschäumenden Wogen blickt, steht der vierschrötige Thomson in der Menge. Dann — mit ausgespreizten fleischigen Fingern der beiden Hände ein hastiger Griff — sie heben den strampelnden Ohrfeigenheld mit einem Ruck vom Boden. Jetzt ein Augenblick, während dessen die kreischende Last in den kräftigen Fäusten des Löwenjägers zappelt und — wupp! fliegt der arme Teufel über das Büffet der Champagnerflasche nach.

Unter der ganzen krystallinen Pracht jähes Erschrecken. Krachend springen alle Flaschen von den Regalen und splintern zu Boden. Glasscherben und Whisky und Kapwein und buntfarbige Liköre vermischen sich zu einem phantastischen, derb realistischen Stillleben, während Alkoholgeruch aufdunstet. . . .

Gut, daß plötzlich die Aufmerksamkeit abgelenkt wird. Trommelwirbel und Orchestermusik erschallen aus

der Ferne, jetzt in unsere Gasse einbiegend. Die Heilsarmee zieht heran. Vor der Thür der Kneipe wird ein Harmonium aufgestellt; eine blonde Dame nimmt daran Platz, und im Chorgesang klingt es hinein unter die wildlärmenden Becher:

„Aus Sündenpfehl und Lasterhöhlen
Führ du, o Heiland, mich heraus!“ . . .

Ich habe genug von der Enge und Schwüle und dem wolfigen Dunst. Ich trete in's Freie.

Hinaus geht der Blick in's Weite, den Linien der gewaltigen blauen Fels Höhen folgend, welche die tiefe Bucht umsäumen, während gleich Goldgeschmeide die von der sinkenden Sonne überglutheten Wasser erglänzen.



XXII.

Sanct Helena.

Ein meerentstiegener Katafalk. — Die Napoleons-Inseln. — Schiffe nach St. Helena. — Jamestown in Sicht. — Empfang im Hafen. — Herumschlendern im Städtchen. — Seine Bewohner. — In Steinwildniß. — Erinnerungen an Napoleon. — Weg nach Longwood. — Napoleons Residenz. — Im Sterbegemach. — Napoleons Todesstunde. — Sein Grab. — Hotelpressereien. — Abschied von St. Helena.

J a m e s t o w n, 5. November.

O endlich, endlich! . . . Als ich in der Morgenfrühe über das Schiffsgeländer spähe — am leuchtenden Horizont heben sich in kühngeschwungenen Linien die Höhen von Sanct Helena.

„Wie? Sind hier alle verborgenen Felsen des Atlantischen Oceans zusammengekehrt und zu einem Haufen geschichtet? Das erscheint gleich einem meerentstiegenen, düstern Katafalk. Ja, ist es auch; hier moderte die Macht eines Weltoberers . . . Und je

näher das Schiff zieht, um so mehr lösen sich Geklipp und Riffe und ausgezackte Felsvorsprünge aus bläulichem Dufte, und über das nackte, kahle Gestein lagert sich allmählich schwermuthvolle Dede.

Ich fahre dem Schauplatz einer Welttragödie entgegen.

Dies also sind die Felsenfesseln, mit denen man einen Riesen zur Ruhe bannte! O, wie mag Napoleon zu Muth gewesen sein, als er von Bord des englischen Schiffes „Northumberland“ nach 110-tägiger Meerfahrt zum ersten Mal dieses schaurige Gefelste erblickte, das ihm Exil und Grab werden sollte!

In meinem frohbewegten Reiseleben habe ich alle drei Inseln gesehen, welche das Leben Napoleons bestimmten. Vor zwei Jahren erst athmete ich den Rosmarinduft Korsika's und stieg in Ajaccio in Napoleons jetzt noch elegantem Geburtshause herum. Bald darnach klonn ich auf Elba in Porto Ferrajo nach der gelben Napoleons-Villa empor. Und jetzt — jetzt stehe ich Angesichts seiner Todesinsel.

Freilich, leicht ist dieser weltentlegene Meereswinkel nicht zu erreichen. Stolz ziehen die großen englischen Doppelschrauben-Dampfer, wie „Scot“, „Norman“, „Tantallon Castle“, in hundertmeilenweiter Entfernung vorüber. Nur die kleineren Schiffe der gleichen Linien rasten hier für wenige Stunden. Ein solcher Dampfer, mit dem man sich nur ungern zur Europareise entschließt, hat auch mich in sechstägiger Meerfahrt von Kapstadt hergetragen. Aber damit mein Aufenthalt sich

längere Zeit ausdehnen kann, reise ich nicht gen Norden weiter, sondern kehre mit dem nächsten, von England kommenden Schiff nach Kapstadt zurück. Dann soll mich der mächtige „Dunvegan Castle“ direkt nach Hause gondeln. —

Jamestown, die Metropole der Insel, versteckt sich vorläufig noch in eine, von duftigem Nebel überlagerte Felsenschlucht. Bald aber guckt es hervor, das zierliche Städtchen mit seinen vielen Kanonen, seinem schlanken, weißen Kirchturm und der steilen, neben der Stadt an imposanter Felswand hochauftiegenden Riesentreppe, der „Jakobsleiter“, und liegt da im Brand der flimmernden Tropensonne.

Raum hat mich der Nachen von der Rhede an's Land geschaukelt, da weiß ich, Erinnerungen an Napoleon durchwogen das ganze Städtchen, das ganze Eiland. Aus der bunten Menschenhorde des kleinen St. Helenaer Meervolks, welche mich fröhlich empfängt, bieten mir halbnaakte Negerjungen Steinchen von Napoleons Sterbehaus zum Kaufe an. Krausköpfige Kutscher wollen mich in ihren scheinbar etwas gebrechlichen Behikeln sofort nach dem Grab Napoleons transportiren, und ein ziemlich abgerissener Gentleman beabsichtigt sogar, gegen das Honorar von einem Schilling mir einen fix und fertigen historischen Vortrag über Napoleons Aufenthalt auf St. Helena zu halten, ganz gleich, ob in lumpiger Prosa oder in prunkvollen Versen.

Seid Alle herzlich bedankt, ihr Braven! Ich werde mir meine Napoleon-Erinnerungen schon selbst austreiben.

Ein Schwarm fröhlicher Bummler begleitet mich und meinen Koffer nach dem kleinen Hotel. Dabei verbreitet sich im Nu die ereignißschwere Kunde, daß ich mit dem Schiff jetzt nicht weiterreise. „Hei, er bleibt hier! Wir haben vom Atlantischen Ocean einen Fremden gefangen!“ wetterleuchtet es in heller Freude über die dunklen Gesichter.

Meine Bekanntschaft mit dem Städtchen ist bald gemacht. Trotzdem tummle ich mich in den ab und zu aufwirbelnden Staubwolken mehrere Stunden herum. Es besteht aus einer einzigen, die Felschlucht entlang ziehenden Straße, durch welche ein Bächlein schleicht, und hat in seinen weißen Häuserchen gegen dreitausend Einwohner. Diese guten Leute freilich sind wahre Virtuosen bei ihren Prellversuchen. Ob ich in eine Weinspelunke trete oder mir Drangen kaufe oder einen Bottle Tinte zulege — überall fabelhafte Preise. Ich bin das einzige Prellobject auf ganz St. Helena. „Gefegne's euch Gott und wachset und gedeihet!“

Die meisten dieser Insulaner, ein wirres Völkergemisch von Engländern, Negern, Kaffern, Malayen, Chinesen, Kulis, haben ihr Eiland noch nie verlassen. Was sie von der Welt weit da draußen wissen — es zeigt sich ihnen nur in den auf der Rhede ankernden Schiffen. Mit diesem dürftigen geographischen Horizont verbringen sie ihr ganzes Leben, bis der schwarze Krauskopf schneeweiß wird, bis sie der Rheumatismus gefangen nimmt, bis sie endlich eingehakt werden in Basaltgestein, das einem Napoleon gleichfalls ewige Ruhe verliehen. Dazwischen

treiben sich auffallend viele Weiblichkeiten herum, die davon leben, daß sie sich auf der Straße zuweilen schüchtern umsehen. Ach, wie hart mag auch in dieser Weltabgeschiedenheit der Kampf um das bißchen liebe Brot sein!

Am folgenden Morgen bin ich gar zeitig auf den Beinen. Wandernd den Strand entlang, trinke ich alle Wonnen goldener Einsamkeit. Todtenstille ringsumher und leuchtender Tropenhimmel und feierliche Ruhe. . . . Tief gerathe ich nach und nach in troziges Felsgeklipp, wüstes Bergland, melancholische Steinwildniß hochgethürmter Basaltblöcke. Nein, gleiche Welten-Ferne und gleiche Verlassenheit bedrückte mich nimmer — auch nicht in Sonnengluthen der Wüste oder in Einöden der Karroo . . .

Wie oft mag hier, an solch scharfgemeißelte Felsen gelehnt, Napoleon gedankenvoll lange, lange hinausgestarrt haben auf die schrankenlosen Weiten stahlblauer Fluthen. Wenn er so den Ocean ansah, der frei und gewaltig sich vor ihm ausstreckte — zwei Weltgrößen blickten einander in weltentlegenster Einsamkeit in's Auge. Was da wohl durch seine Seele zog — hier, wo die Engländer tiefstes Schweigen um ihn gebreitet, mit dem Meer, mit den Felsen und mit dem mörderischen Klima im Bunde! Verglüht im Auge das Feuer, erloschen im Herzen die Leidenschaft; nun packt ihn die Resignation des Philosophen, indeß das Gekreisch herumschwärmender Möven und das Rauschen anprallender Wogen die Luft erschütteret. . . .

Bald versenke ich mich tiefer in die gewaltigen Er-

innerungen an den todtten Kaiser. Ich suche Longwood auf, seine ehemalige Residenz. . . .

Die ziemlich beschwerliche, bergansteigende Fahrt dahin zeigt Anfangs das finstere Eiland von einer freundlicheren Seite. Eichen und schattige Ulmen wiegen sich im Meerwind; Drangen und Citronen blicken aus dunklem Grün; grellbunte, tropische Blumenleuchten durch verworrenes Felsengebüsch. Und schmale Kartoffelfelder tauchen auf und streifenartige Weizenfelder. Und Quellen sickern aus braunen Basaltmassen und schäumen in blinkenden Wasserfällen zu Thal. . . . Wie oft aber mag die ganze üppige Vegetation vernichtet werden von der Heftigkeit des langanhaltenden Seesturms oder von unvertilgbaren Raupenplagen!

So erreiche ich die melancholische Hochebene Longwood — der ödste und ungesundeste, an der Windseite gelegene Theil der ganzen Insel. Nur einige, vom beständig blasenden Südost schieffstehende Gummibäume fristen hier ihr Leben. Wer hier längere Zeit wohnt, geht in den Tod.

Was? Diese kläglichen Wirthschaftshäuser waren Napoleons Residenz? Und das Hauptgebäude mit den drei zerbrochenen Fensterladen ist nicht einmal echt, sondern nur eine getreue Nachbildung, weil das Original von der englischen Königin im Jahre 1857 Napoleon III. geschenkt und nach Paris gebracht wurde? . . . Man geleitet mich durch die öden Zimmer, die jetzt Wirthschaftszwecken dienen. Nur im Sterbegemach befinden sich einige unbedeutende Reliquien. . . .

Die erregte Phantasie zeigt mir den Kaiser auf seinem Krankenbett. Seit Wochen schon umlagert es der Tod. Nun jene letzte, schaurige Nacht, welche dem Sterbetag, dem 5. Mai, vorherging. Tropenregen stürzt in Strömen vom pechschwarzen Himmel. Draußen auf dem Ocean wildrasender Sturm, der die hochausspritzenden Wogen an die Felsen donnert, schaurig heulend als Wirbelwind über die ganze Insel fegt, Bäume entwurzelt und in tollem Ungeßüm an der einsamen, weltentlegenen Residenz des Kaisers rüttelt. . . .

Sobald die heftigen Fieberanfalle etwas nachlassen, sobald das Ringen mit dem Tode sich ein wenig mildert und das pfeifende Röcheln in schweres Athmen übergeht, da wallen in den wenigen lichten Augenblicken — ach, zum wieviel tausendsten Mal — jene von ihm oft ausgesprochenen Gedanken durch sein Hirn. . . .

„O, ihr barbarischen Engländer! Ihr wähltet zu meinem Aufenthalt diesen scheußlichen Felsen, wo sich das Leben des Europäers in drei Jahren verzehrt, um mich rascher aus der Welt zu schaffen! Ihr machtet euch eine Freude daraus, mich mit Gräueln und Niederträchtigkeiten zu überhäufen! Die einfachsten Familienmittheilungen, welche man sonst keinem Menschen versagt, habt ihr mir verweigert. Ihr laßt keine Nachricht, keinen Brief aus Europa an mich gelangen. Meine Gemahlin und mein Sohn existiren nicht mehr für mich. Auf dieser unwirthlichen Insel habt ihr mir den am wenigsten bewohnlichen Platz angewiesen, wo sich das mörderische Klima der Tropenländer am furchtbarsten

äußert. Langsam, Schritt für Schritt, mit Vorbedacht, habt ihr mich sechs Jahre lang gefoltert, und der schändliche Hudson Lowe war der ruchlose Henker, dessen ihr euch bedientet. Ich vermache die Abscheulichkeit und Schande meines Todes dem regierenden Hause von England.“

Dann, am folgenden Tag nach solch schaurigem Gedankenmonolog, starker Schlucken, heftiges Erbrechen, Augenverdrehen. . . . Um den Welteroberer düstern die Schatten des Todes. Unter den Anwesenden mächtige Erschütterung, verhaltenes Weinen. . . . So naht das Ende des Dulders. Im Irrededen stammeln seine Lippen die letzten Worte: „Spitze der Armee!“ Dann krampfhaftes Aufzucken, tiefes Seufzen. Und jetzt — unheimliche Stille und vor den Lippen leichter Schaum. . .

Napoleon hat aufgehört zu leben. —

Eine Stunde später stehe ich unten im Thal, das ein munterer Bach durchplätschert, vor seinem doppelt umgitterten Grab, wo er bis zum Jahre 1840, bis zur Ueberführung nach Paris, Ruhe fand. Keine Tafel erzählt überschlüssigerweise von dem großen Todten, und sogar die Trauerweide, welche auf das Grab ihre Schatten streute, hat der Sturm gebrochen. —

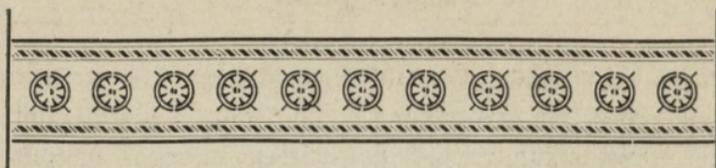
Mein Aufenthalt auf St. Helena geht zu Ende.

„Herr Wirth, meine Schuldigkeit!“

Ach, jene weltumkreisende Wissenschaft, so man „Hotelprellerei“ titulirt, nistet auch in dieser Oceanöde. Mein Hotelier hat für mich die Preise auf ziemlich schwindelhafte Höhen geschraubt. Trotzdem lese ich zwischen den

Zeilen feiner phantasievollen Zahlenreihen eine gewisse Humanität: die Erinnerungen an Napoleon sind nicht auf die Rechnung gesetzt; sie wurden vielmehr indirekt auf Kapwein, Käse, Roastbeef, Plumpudding geschlagen. Was soll ich mit diesem braven Wirth erst eine Parlamentsverhandlung über Reducirung dieser Posten eröffnen! Hier, wo der Stern Napoleons erlosch, wird mir niemals eine Sonne von Austerlitz strahlen. Also blechen und — schweigen! —

Silberglänzend dehnt sich die Milchstraße über den nächtigen Tropenhimmel, als ich mich zur Abreise einschiffe. Nach kurzer Zeit ist das schwarze Eiland in den Einöden des Oceans für mich versunken — versunken wie die Weltmacht für jenen gewaltigen Mann, der einst auf Sonnenhöhen der Menschheit gewandelt und hier in der Nacht des Cyclus zur ewigen Ruhe ging.



XXIII.

Auf dem Atlantischen Ocean.

An Bord eines englischen Schnelldampfers. — Passagier-Typen. — Vergnügungen auf dem Schiff. — Große Lotterie. — Welche Nummer? — Eine neue „Sensation“. — Englischer Sonntag. — Ein Kapitain. — Vom Gepäckraum. — Madeira in Sicht.

An Bord des Dampfers „Dunvegan Castle“,
Ende November.

Die Felsküste Kapstadts, weit draußen vom Meer aus gesehen für die Schiffe wie ein Gespenst aufragend, ist am Horizont in einem grellen Lichtstreifen verschwunden. Ich residire an Bord eines englischen Schnelldampfers, der in nicht ganz drei Wochen London erreichen soll. Wie das hineinragt, hineinsaut, hineinstürzt in frischwehende Wogenkühle — ah, das thut wohl nach dem unbarmherzigen, südafrikanischen Sonnenbrand!

Solch inniges Behagen hat alle Passagiere erfaßt — diese eigenartigen Typen, wie sie sich auf einem heim-

kehrenden Afrikadampfer zusammenfinden. Sie illustriren ein gutes Stück des ganzen südafrikanischen Lebens. . .

Den Meisten von ihnen sitzt das leicht verdiente Geld locker in der Tasche. Sie werfen nur so mit dem Mammon herum. Natürlich; sie kommen von Diamantfeldern, von Goldminen, von irgend welchen weltvergeffenen, für die Kultur erwachenden, naiven Nestern tief in Transvaal, Natal, Kapland, wo flott „Geld gemacht“ wird. Einige, die erst vor wenig Monaten im Dunst des Zwischendecks herausfuhren, kehren jetzt zum Besuch ihrer Heimath in Luxuscabinen der ersten Kajüte zurück und trinken Champagner. Die afrikanische Luft hat ihrem Geldbeutel ersichtlich wohlgethan.

Manchen ist der überall zusammengekrakte Reichtum zu Kopf gestiegen; nun führen sie im Abendroth auf dem Verdeck ihren plump aufgetakelten Stolz spazieren. . . . Dazwischen laufen Diplomaten, Großkaufleute, Agenten, Missionare, laufen Menschen mit hageren, gelben Gesichtern und krankhaft leuchtenden Augen, arme Teufel, denen das afrikanische Klima arg mitgespielt und die sich jetzt in gesündere Länder retten. Weiter balanciren an Krücken Offiziere herum, verwundet von den Kugeln und Speeren der Wilden im Matabeleland.

Ein junger Mann geht nach Europa, um Klavierstimmen zu lernen. Gewiß, daß die schaurig verwüsteten südafrikanischen Pianos seine Heimkehr gar innig ersehnen. . . . Einen kleinen Jungen läßt das Alles vollständig kalt; er freut sich den ganzen Atlantischen Ozean hinauf nur auf den Ziegenbock, welcher ihn beim

Großvater in London erwartet. . . . Endlich noch ein tief vereinsamter Passagier, ein großer, zottiger, vom ganzen Schiff getätschelter Schäferhund, dessen Herr in Delagoabay vom Fieber dahingerafft wurde. Das alte Mütterchen in England will wenigstens etwas Lebendes von ihrem Sohn haben; so läßt sie seinen Hund kommen. Ach, welch wehmüthig liebevollen Empfang wird der brave Nero bei der alten Frau finden! —

Auf diesem Schiff ist fortwährend etwas los; süd-afrikanische Herzen verlangen in der Einsamkeit des Oceans nach Zerstreuung. Allerhand gymnastische Uebungen, Spiele, Wetten werden arrangirt, die sich zum Hazard steigern. Auf einem langen Kasten, welcher Rettungsgürtel birgt, wird ein vollständiges Roulette aufgebaut. Manchmal gleicht das ganze Schiff einer großen Spielhölle, einem schwimmenden Monte Carlo. . . .

Soeben, Morgens neun Uhr, bimmelt wieder eine Glocke, alles Volk auf's Verdeck rufend. Man drängt herbei, reckt die Hälfe, spitzt die Ohren. Ein zungenfertiger Redner balancirt auf einem Haufen von Tauen.

„Ladies und Gentlemen! Von jetzt ab veranstalten wir jeden Tag eine große Lotterie!“

Ach ja, eine Lotterie! Die hat auf dem Atlantischen Ocean gerade noch gefehlt. . . . Da beginnt auch schon der flotte Verkauf von Loosen à drei Schilling. Der Hauptgewinn soll auf jene Nummer fallen, welche sich mit der Mittags zwölf Uhr von der Commandobrücke bekannt gegebenen, vom Schiff innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden durchlaufenen Meilenzahl deckt.

Rasch sind alle Loose an den Mann, auch an die Frau gebracht. Doch damit noch nicht genug; denn „Geld in die Kasse!“ heißt die Losung. Jetzt werden die Nummern noch gründlich verauctionirt. Man bietet für die wahrscheinlichen Gewinnzahlen hundert, dreihundert, fünfhundert Schilling. . . .

Die Schiffsglocke markirt zwölf Uhr. Große Aufregung — die Aufregung der nach Beute lungernden Spieler. Alles rennt, drängt nach der Anschlagtafel. Also welche Nummer? . . . Wie? Was? Die? . . . Dort steht sie, die Glückszahl, mit blauer Tinte unter der eichenholzumrahmten Glasscheibe. . . . „396“. . . Soviel Seemeilen durchlief das Schiff in den letzten vierundzwanzig Stunden.

Die Spieltasse ist aufgebläht; der Hauptgewinn beträgt 2500 Schilling — für Oceanverhältnisse ein tüchtiger Feser. Zehn Nummern aufwärts und zehn Nummern abwärts gewinnen je ein Viertel des Betrags.

Halt, eine neue „Sensation“, welche die Spielaufmerksamkeit sofort zerstreut. . . .

Zwei große Affen auf dem Hinterdeck haben ihre Ketten abgeschüttelt und hupsen jetzt das ganze Schiff entlang. Hurrah, vorwärts zur fröhlichen Affenjagd! „Jack“ und „Molly“ voraus, ein wildes Heer von Häschern hinten nach, treppauf, treppab, kreuz und quer, rechts und links. . . . Was denkt Ihr! Der Affenfang ist keine leichte Sache; bei jedem Zugreifen biegen diese Klettervirtuoson geschickt aus: schwupp — sitzen sie auf einem Rettungskahn, schwupp — auf der Com-

mandobrücke, schwupp — an einer Schornsteinkette, schwupp, schwupp — fegen sie den Hauptmast hinauf, springen auf die seilumspannten Raaen und gucken treuherzig hinaus auf die blauen Wogen. . . . Ah! —

Flotte Vergnügungen jeden Tag. Manchmal, wenn das Meer so feierlich still liegt und einen kräftigen Duft ausströmt, tobt ein vollständiges Gewitter von Heiterkeit daher. Das blitzt in funkelnden Wizen, donnert in Lachsalven, wetterleuchtet in Kokettirereien. Verliebte Blicke schießen umher. . . . Manch wetterfeste Herzen erleiden Havarie. —

Eine Woche ist vorüber. Nun Sonntag, strenger englischer Sonntag. Morgengottesdienst. Aufgestellt ein Betpult, darüber eine große englische Flagge als Ueberdecke, darauf eine goldschnittgebundene Bibel. Eine blondlockige Dame sitzt am Harmonium. . . . Der Kapitain in großer Uniform predigt. Der erste Offizier steht als Hilfsgeistlicher daneben, indeß das Schiff mit unheimlicher Geschwindigkeit hineinragt in die Teden des Oceans. Manchmal blökt eine Kuh — die Brave muß den ganzen Dampfer mit frischer Milch versorgen — ihr ehrliches „Muh!“ dazwischen. Hoch oben am Himmel stößt ein warmer Wind zerfetzte Wolkenmassen vor sich her.

O, dieser wackere Kapitain! Er hat sein Schiff prächtig im Zug, seinen Seekatechismus großartig im Kopf. Dabei predigt er Sonntags mit einem Eifer, wie ein verlobter Candidat, der sich um eine Predigerstelle bewirbt. In freien Stunden beschäftigt er sich

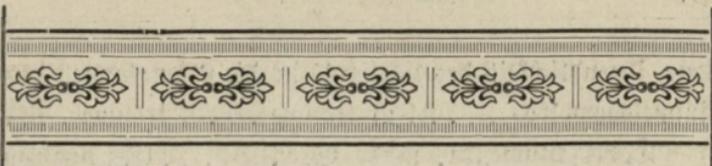
mit Laubsägearbeiten und freut sich dabei über seinen herumhopsenden Canarienvogel. Hochaufgerichtet steht er auf der Commandobrücke im Sturm, wenn mächtige Spritzwogen über das ganze Verdeck hinspülen und ertheilt ruhig seine Befehle. Ich glaube, in kalten Winternächten daheim strickt er auch Strümpfe.

Aber so tapfere Seemänner diese Braven alle sind — sie haben auf dem internationalen Dampfer von einer fremden Sprache keinen blauen Dunst. Der Schiffsarzt spricht nicht deutsch, nicht französisch, nichts — nur englisch. Die Officiere sind die gleichen Sprachhelden. Ach, wenn ich da unserer deutschen Dampfschiffe gedanke!

Einmal wöchentlich wird der Gepäckraum geöffnet. Jedermann läßt sich von seinen Siebensachen herauftransportiren, was er demnächst in der Cabine zu brauchen glaubt. Gar verschiedene Dinge kommen da anspaziert. Eine aus dem Zululand heimkehrende Missionar-Familie versorgt sich sogar mit — einer Kinderwiege. . . .

Auch der Tod hält seine bittere Ernte. Die Strecke zwischen dem Aequator und Madeira mit ihrer feuchten, heißen, sauerstoffarmen Luft ist für Fieberkranke eine besonders gefährliche Gegend. Zwei dieser Armen sterben rasch hintereinander. Eingenäht in Segeltuch, beschwert mit Eisenbarren, werden sie hinuntergesenkt in die grause Tiefe.

Ein Schwarm fliegender Fische kreist über den Wogen gleich Zugvögeln, welche sich auf herbftlichen Stoppelfeldern zur Abreise sammeln.



XXIV.

Ein Begräbniß zur See.

Rast auf dem Reserveanker. — Ein müder Mann. — Das alte Mütterchen in Schottland. — Der Passagier aus Cabine Nr. 19. — Das schwimmende Todtenhaus. — Vorbereitungen zum Begräbniß. — Trauergesolge. — Der Leichenzug. — Die Leichenrede des Kapitäins. — „Leb' wohl auf ewig!“ — Mit Volldampf weiter. — Das Schiffsjournal.

An Bord des „Dunvegan Castle“,
Anfang December.

Es ist weit, weit draußen auf dem Atlantischen Ocean. . . .

In die Runde spähend, sitze ich auf dem wuchtigen Reserveanker oben auf dem Vorderdeck des „Dunvegan Castle“. . . . Das Meer, still, ruhig, glänzend in der Tropensonne, hat mich förmlich hypnotisirt mit seiner zaubervollen Pracht. Wohlige Stimmung überfällt die Seele. Ich starre in die

blaue Unendlichkeit des Wassers, in die Glanzkuppel des Himmelsgewölbes Ich träume träume

Daherschlurfende, müde Schritte Ein hagerer vornübergebeugter Mann kommt angehumpelt, knickt vor dem Anker zusammen und erst, als er auf dem dicken, schwarzbetheerten Eisenbalken hockt, macht er zum Gruß eine stumme Verbeugung.

Dann starren wir Beide hinaus in die blaue Unendlichkeit von Licht und Meer. . . .

„Na, was ist das für Einer?“ denke ich. Alle Passagiere habe ich seit Beginn der Fahrt bereits gesehen. Dieser wortkarge, sonnenverbrannte Geselle kam mir noch nicht zu Gesicht.

„Ach — ist — das — schön!“ seufzt er plötzlich auf, indeß sein schmaler Mund sich nur halb öffnet und etwas wie Freude in dem welken Gesicht aufflammt.

„Ja, man müßte öfters hier sitzen.“

„Und sich auslüften Bin heute zum erstenmal aus der Cabine herausgekrochen.“

„Sind Sie krank?“

„Und wie! Heute aber — da litt mich's nicht mehr unten. Der dumme Kopf mit seinem ewigen Grübeln —“

„O, die Seefahrt wird Sie schon wieder auffrischen!“

„Liebe das Meer leidenschaftlich — wie ein schönes Weib Auf dem Land ist mir's zu staubig. Können diese Weisheit auffassen, wie Sie wollen! Aber die jetzige Fahrt —“

„Was, die jetzige Fahrt?“

„Mir liegt der Aequator in den Gliedern. Weiter hinauf vom fünften Breitengrad hat's den Teufel. Feuchtheiße Luft — verdammt wenig Sauerstoff Bah, paßt grade für mich!“

„Haben Sie das Fieber?“

„Das sehen Sie doch! Aber leben Sie mal fünfzehn Jahre in diesem verdammten Afrika!“

„Afrika hat Manches auf dem Gewissen!“

„Geld verdient — haufenweise.“ Seine magere Hand schlägt an die Gegend, wo im Tropenanzug das Portemonnaie steckt. „Aber Goldfieber — Wüstenand — Tropengluth — Durst, der nur mit Whisky gelöscht wird — das frißt an der Gesundheit. Was übrig geblieben ist, die Ruine, die schaff ich jetzt nach Europa.“

„Werden sich Ihre Angehörigen auf das Wiedersehen freuen!“

„Angehörigen! Hab' bloß noch ein altes Mütterchen in Schottland. Kennt auf der Welt nur einen einzigen Wunsch — ihren Jungen nochmal zu sehen. Muß mich zusammennehmen, daß ich hin komme, sonst geht der Alten ihre letzte Freude flöten Aber ich darf Sie nicht länger mit solch traurigem Kram behelligen. Adieu! Wohne in Cabine Nr. 19.“

Keuchend erhebt er sich. Seine dürre Faust droht nach der Richtung, wo vor fünf Tagen die südafrikanische Küste versank, während er heiser durch die Zähne preßt: „Verwünschtes Land!“ Dann schleppt er sich das Verdeck entlang. . . .

Eine halbe Stunde später hockt er todtenbleich, zähne-

klappernd, geschüttelt von Fieberschauern, auf der Kajütentreppe. Wer vorübergeht, sieht den armen Teufel zum ersten Mal. Man erkundigt sich nach dem „neuen Passagier“. Niemand kennt ihn.

„Er wohnt Nr. 19,“ berichtet endlich ein dienstbereiter Steward.

Zwei Tage später Der „Dunvegan Castle“ erreicht die gefürchtete schwüle Aequatorgegend. Jede fühlende Brise ist ausgeblieben.

Unten in Cabine Nr. 19, in dem kleinen, schmalen, beinahe an einen Sarg gemahnenden Bett, vor der offenen, runden, auf die Wogen hinausstarrenden Luke, hat der Fieberkranke soeben sein Leben ausgehaucht. Nur der Schiffsarzt weiß es, der sofort die Commandobrücke erklimmt und dem Kapitän die nöthige Meldung macht.

Selbstverständlich wird der Todesfall geheim gehalten; man spricht an Bord nicht gern von einer frischen Leiche. Der Aberglaube, daß auf ein Schiff mit solch unheimlicher Fracht Unglück lauert, wirthschaftet arg herum unter den Seeleuten. . . .

Aber eigenthümlich. Bald durchfliegt ein ernstes Tuscheln das ganze schwimmende Todtenhaus. Dies Tuscheln hebt an in der Cabine des mit dem Schiffsarzt beruflich in Beziehung stehenden redseligen Barbiers, wo alle Schiffsneuigkeiten gemünzt werden, schleicht unter die Truppen der Stewards in der ersten Kajüte, schlüpft in das von Cigarrenqualm und Whiskydunst durchhauchte Rauchzimmer, wird von der Stewardess unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit im Damensalon herumgeflüstert,

raunt sich hinüber in die zweite Kajüte, ist bereits im Zwischendeck zu spüren, kriecht sogar die steilen Eisentreppe hinab in das Höllenreich der Maschinen — erfaßt das ganze Schiff bis zur letzten Segelstange.

Theilnehmendes Fragen schwebt auf allen Lippen: „Wie heißt er?“ . . . „Hat er Bekannte auf dem Schiff?“ . . . „Woher kommt er?“ . . . „Wer ist es?“ . . .

All dies Forschen vergebens. Höchstens, daß als Antwort verlautet: „Wissen Sie nicht?! Der kürzlich auf der Kajütentreppe kauerte! Der mit den großen, fieberglänzenden Augen!“ . . .

„Ach, der!“

Ich schleiche an Cabine Nr. 19 vorbei — jetzt eine Todtenkammer. Die weiße Thür ist fest verschlossen.

Es giebt auch ungläubige Köpfe an Bord, die an dem Todesfall noch zweifeln. „So lange das nicht ‚offiziell‘ bestätigt ist, glaube ich es nicht. Auf dem Schiff wird viel zusammenschwadronirt!“ docirt hochweise ein Goldminen-Aktionär.

Auch diese ‚offizielle‘ Bestätigung bleibt nicht aus. Schon seit frühem Morgen ist an der schwarzen Aushängetafel ein Abendconcert im Speisesaal der ersten Kajüte angekündigt. Jetzt muß diese Ankündigung der kahlen Mittheilung Platz machen: „Das heutige Abendconcert findet nicht statt.“

Für Abends acht Uhr, gleich nach dem Diner, ist das Begräbniß angesetzt. Der Todte soll nicht, wie auf manchen Schiffen üblich, heimlich bei Nacht und Nebel

in's Meer versenkt werden; seine Bestattung soll in großer Feierlichkeit unter Betheiligung aller Passagiere erfolgen.

Trauerstimmung lagert während des ganzen Tages über dem mächtigen Dampfer. Im Rauchzimmer, auf dem grünen Tuch der Spieltische ruhen die Karten; das prunkvolle Pianoforte des Musiksaals ist geschlossen; die vielgeplagte Schiffskapelle läßt ihre Instrumente rasten; keine der kühnen Wetten wird entriert, keine der gymnastischen Uebungen unternommen. Jede Heiterkeit erstorben. . . . Nur die riesigen Doppelschrauben am Ende des Schiffsrumpfes arbeiten in alter fröhlicher Hast weiter.

Nun Abends acht Uhr. Auf einem Haufen Laue des Hinterdecks nehmen mehrere Matrosen Platz. Daneben schieben sich die wetterharten Gestalten einiger Zwischendecker. Sogar Neger finden sich ein. Wenige Schritte davon stehen Goldgräber, Missionare, Löwenjäger, Speculanten — afrikaniſche Typen jeder Art. Alles zusammengedrängt auf dem engen Raum. Selbst decolletirte Damen und befrachtete Herren — Herrschaften, die soeben das opulente Diner der ersten Kajüte verließen, fehlen nicht! . . . Nach und nach haben sich etwa zweihundert Menschen versammelt.

Matrosen mit aufgekrempelten blauen Hemdärmeln beschäftigen sich am geschlossenen Eisenthor der Reeling. Zurück die dicken Haken, heraus die kräftigen Riegel, hinweg die eiserne Stütze. Knirschend geht es auf. . . . Weitklaffend ist sie nun geöffnet, die unheimliche Pforte zum Kirchhof — Ocean.

„Bim — bim — bim!“

Dumpfe Schläge der kleinen Schiffsglocke von der Commandobrücke markiren das Todtengeläut. In feierlicher Langsamkeit naht jetzt der Leichenzug. Voran, in großer Uniform, ein Gebetbuch in der Hand, der Kapitain, dann sechs Matrosen, die einen langen Segeltuch sack tragen — den Todten; darüber als Bahrtuch eine mächtige englische Flagge. Dann, gleichfalls in blinkender Uniform, die dienstfreien Schiffsoffiziere und der Schiffsarzt.

Vor der geöffneten Pforte lagern die Matrosen den Todten auf ein schrägliegendes Brett. Ernst, erwartungsvoll, ergriffen Alles ringsum. O, du altes Mütterchen da oben in Schottland, wenn du wüßtest, was jetzt in der Nähe des Aequators mit deinem heißersehnten Jungen vorgeht! . . . Eine Trauerhymne wird angestimmt. Erschütternd tönen die trüben Klänge über die mondbestrahlte Meeresfläche, indeß das Schiff weiter und weiter sauft. . . .

Mit kräftiger, klangvoller Stimme liest jetzt der Kapitain aus 1. Korinther 15 über die Auferstehung der Todten. Eben ist er bei der Stelle:

„— — Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit — —“

„Bim — bim“, gelst das Signal von der Commandobrücke dazwischen. . . . Das Schiff fährt langsamer.

Und weiter der Kapitain:

„— — Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? —

— Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“

Signal von der Commandobrücke: „Bim — bim“ Das Schiff hält. Der Kapitain:

„Und so übergebe ich dich, geliebter Todter, dem weiten Meer. Leb' wohl auf ewig!“

In diesem Augenblick hebt ein Matrose das Brett am Kopfende empor, zieht die englische Flagge hinweg, wird der mit Eisenbarren beschwerte Segeltuchsaack sichtbar, welcher sanft hinabgleitet in die Fluthen. Eine im Glanz des electrischen Lichtes schimmernde Welle spritzt dem fallenden Todten entgegen. Gründämmernd schäumt das Wasser auf, und dann — vorbei.

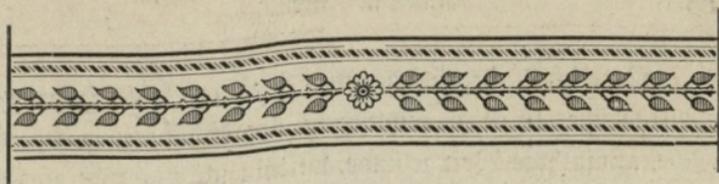
„Ruhe in Frieden!“ schließt der Kapitain, während es hie und da in der Menge tief aufschluchzt und Mancher sich mit der Hand über die Augen fährt.

„Bim — bim“, gellt das Signal Im Bolkdampf weiter.

Die erschütterte Menge verläuft sich. Der Kapitain steigt hinauf in's Navigationshäuschen und macht in das dort ausliegende Schiffsjournal folgenden Eintrag:

„Gestorben an Bord N. N., Tropenfieber. Verfenkt 2° südlicher Breite, 5° östlicher Länge.“

Und weiter jagt das Schiff hinein in die silberndämmernde afrikanische Mondnacht.



XXV.

Madeira.

Funchal. — Der Ochsen Schlitten. — Madeiraisches Leben. — Der Panamahut. — Madeira von der Höhe aus gesehen. — Eine Rutschpartie. — Lungenfranke. — Wie Madeira entstand. — Auf dem Kirchhof der Fremden.

Weiterfahrt. — Unterhaltung von Schiffbrüchen. — Auf der Höhe von Quessant. — Schiff im Orkan. — Die englische Küste.

Funchal, 6. December.

Nach sieben Tagen erschimmert in blauem Dufte Madeira mit Funchal, seinem Hauptstädtchen.

Rasch ausgebootet durch ein Gewühl von Rähnen und eingekneipt auf diesem Eiland, der gefeierten Destille des Atlantischen Oceans! Wollen den königlichen Wein an der Quelle schlürfen! . . .

Röthliches, steilaufragendes Gefelſe, wolkengefrönte Gebirgszüge, in tiefe Schluchten herabſchäumende Wildbäche, anmuthige Weingelände, weithin ſchimmernde, üppig ſchwellende Blumenteppeiche — dies Alles in lindem Hauch des Südwindſ — ſo tritt es mir entgegen, das gottgeſegnete Eiland.

Wahre Kleinodien von Fuhrwerken, einzig in ihrer Art, erwarten mich am Strand: etwa zwanzig Schlitten, jeder mit zwei großgehörnten, braunen Ochſen beſpannt — Ochſenſchlitten, welche hier die Stelle von Droſchken vertreten.

Hingestreckt auf das Polſter eines ſolchen Gefährtes, mit der freien Ausſicht auf zwei Ochſenſchwänze, ſo bugſiren mich die braven Wiederkäufer in philoſophiſcher Ruhe die Hauptſtraße entlang.

Ich bin in meinem Leben ſchon ſchneller kutfchirt worden; eine Berliner Droſchke zweiter Güte iſt ein Blitzzug gegen einen ſolchen Ochſenſchlitten — aber es geht hier um ſo ſicherer.

Rings um meine Schneckenfuhr echt madeiraiſches Leben. Sänftenträger ſchleppen vornehme Portugieſinnen vorüber; pechſchwarze Augen funkeln aus ſtark gepuderten Geſichtern. Eine der Schönen erfreut ſich eines derart üppig ſproſſenden Schnurrbarts, daß ſie in Kreiſen, wo man Bärte erſehnt, zweifellos Aufſehen erregen würde. Truppweiſe ſchlendern Matroſen eines im Hafen ruhenden engliſchen Schiſſes dahin. Fremdenführer, Bummler, Bettler, Krüppel umſchwärmen meinen Schlitten. „Mögen ſie ſchwärmen,“ denkt vielleicht mein linker Ochſe, der

sich großäugig nach mir umblickt und mir mit dem Schwanz kräftig in's Gesicht wedelt. . . .

Kleine, weiße Häuser, geziert mit grünen Fensterläden, üppigen Gärten und blumenvollen Terrassen, ziehen sich die Höhen hinauf. Stille Straßen, gepflastert mit kugelrunden, vom Ocean angeschwemmten Steinen — Straßen, in deren Pflasterfugen dichtes Gras wuchert, thun sich auf. Grüne Rasenteppiche breiten sich aus, auf welchen der Ochsen Schlitten feierlich dahingleitet.

Ich begegne mehreren meiner Reisegefährten. Einige strahlen förmlich vor Begeisterung und erklären Madeira für ihre Leibinsel, so wunderbar hat ihnen der Wein geschmeckt. Andere entwickeln vor verschiedenen Magazinen große Talente im Einkaufen von Korbstühlen, Photographien, Papageien, Spizentüchern. Ein prächtiger Panamahut wird angeboten. Er kostet nach portugiesischem Gelde fünfundsiebzigtausend Reis = dreihundert Mark.

„Well, aber warum haben die Hut zwei Löcher in das Kopfrundung?“ fragt ein deutsch radebrechender Engländer.

„Damit der Ochse, welcher einen so theuren Hut trägt, die Hörner durchstecken kann,“ giebt eine Stimme aus der Versammlung prompt zur Antwort.

Ich besteige die Zahnradbahn, welche hinauf zu einer von mächtiger Höhe herabschimmernden Gebirgskirche führt. Ich will Madeira von oben betrachten.

Aufwärts keucht die Lokomotive, vorbei an dicht belaubten Platanen, Anpflanzungen von Zuckerrohr,

sonnenverbrannten Hügeln, Palmen und Pinien; vorbei an fruchtschweren Orangenhainen, hohem Oleandergebüsch, großblättrigen Gummibäumen; vorbei an dichtem Ge-
sträuch rother und weißer Camilien, Myrthenhecken und
Heliotropen; vorbei an grellfarbigen Blütenbüscheln,
riesigen Doldengewächsen, bei deren Benennung meine
botanischen Kenntnisse Pleite machen.

Und nun hoch oben auf der ummauerten Terrasse
der „Gebirgskirche“.

Hin geht der Blick über all die volle Pracht dieses
Paradieses im Ocean, geht dann hinaus nach dem un-
ermesslichen Wasser- und Lichthorizont, indeß wilde
Freude das Herz durchglüht. Ha, wo in aller Welt
erglänzen landschaftliche Schönheiten, welche einen Wett-
bewerb mit Madeira aufnehmen können!

Die Niedersfahrt erfolgt im Schlitten, der von zwei
daneben herjagenden barfüßigen Führern an Seilen
gelenkt wird.

Eine tolle, unvergeßliche Rutschpartie! . . . Das
fliegt durch schmale, steil abfallende Gassen, segt um
scharfe Ecken, rast und tollt und saust tiefer und tiefer.
Manchmal, bei einer Curve, rutscht der Schlitten ein
Stückchen auf der Querseite abwärts. Grufeln und
Entsetzen überrieseln die Nerven; ich fürchte eine ver-
nichtende Carambolage mit der gegenüberstehenden Mauer.
Da — ein kräftiger Ruck der Führer an der Leine —
das Gefährt schießt wieder in gerader Richtung davon,
zu Thal stürmend, fünfundzwanzig Minuten lang. . . .
Unten angelangt, triest jeder meiner Führer derart von

Schweiß, als hätte er sich mehrere Stunden auf der heißesten Station eines Dampfbades herumgetrieben. —

Funchal ist ein klimatischer Curort allerersten Ranges. Von weither pilgern die Lungenkranken, um hier, inmitten der Ruhe einer gewaltigen Natur, die Gesundheit wieder zu erlangen, welche ihnen in durchschwärmten Ballnächten, im fieberhaften Saus und Braus unserer Großstädte verloren ging.

Wie viele dieser Armen sehe ich auf den windgeschützten Terrassen der kleinen Häuser! Hier ein bleiches, wunderschönes Weib in seidenschillernder Bluse, hingestreckt auf ein Korbsopha, während ihre großen Augen wehmüthig ein Bouquet rother Camelien betrachten und der kleine, diamantgeschmückte Verlobungsring beinahe herabgleitet vom abgemagerten Finger.

Viele dieser Kranken werden ihre Heimath nicht wiedersehen. . . . Ach, da fällt mir ein, wie es wohl entstanden ist, dies zaubervolle Madeira: gewaltige Geister von der Art eines Raphael, Shakespeare, Mozart, Canova, Goethe, Alfieri ersehnten bei der Schöpfung der Welt die Herstellung eines herrlichen Gefildes, dessen Pracht manchen Menschen gezeigt werden soll, kurz bevor sie — von der Erde scheiden müssen.

So vereinigten diese Genien ihre schöpferischen Talente — so entstand Madeira.

Ich besuche den kleinen „Kirchhof der Fremden“, der sich unten am Fuß eines Forts ausbreitet. Da wurde beerdigt, wer hier in der Fremde seinen Leiden erlag. In allen Sprachen reden die Marmordenkmal

von „heißer Liebe“, „Wiedersehen“, „Ruhe sanft!“, „Lebe wohl!“ . . .

Und doch zeigen all die Grabhügel eine gewisse Vernachlässigung; aber die Hinterbliebenen dieser Todten wohnen weit, weit jenseit des Meeres, in fernen Ländern und fernen Erdtheilen . . . Bildwuchernde Blumenpracht, gewiegt vom Winde des Oceans, schmückt die vereinsamten Gräber, als wolle sie tausendfältig ersetzen, was ferne Liebe versagen muß.

Doch addio, du Blumengefilde im Ocean, herrliches Madeira!

* * *

Nun wieder an Bord des Schiffes, das seinen Kurs weiter gen Norden richtet. Dahinten in einer Wolke, etwa von der Größe des Fürstenthum Neuß, verdämmert der letzte Felsgipfel Madeira's.

Alle Wogen rasten. Brise, Sturm, Orkan und ähnliche windige Gesellen haben ihren Geschäftsbetrieb eingestellt. Mir ist, als sei ich der fröhlichste Mensch auf dem ganzen Ocean.

Aber lange dauert sie nicht, diese Freude. Schon nach wenigen Stunden schnaubt das Meer in fürchterlichen Athemzügen.

Einige Passagiere unterhalten sich von Schiffbrüchen. „Ja,“ meint Einer, „so etwas vollzieht sich in dieser bösen Gegend in drei bis vier Minuten, und die Wellen brausen über das verschlungene Schiff hinweg, als wäre nichts geschehen. Eine falsche Berechnung, ein miß-

verstandenes Commandowort — und die Bescheerung ist fertig.“ . . . Sie und da wird man kleinlaut. Den Kindern geht die Heiterkeit flöten; sie stellen ihre Spiele ein. —

Tage vergehen, ohne daß sich der Decembersturm befänstigt. Nachts erreichen wir die Höhe von Quessant, wo die Wogen eine Menge dicht unter dem Wasser-
spiegel hinziehender Klippen und Untiefen verheimlichen.

Zerschellt liegt drüben der „Drummont Castle“, der vor wenigen Monaten an diesem Geklipp zu Grunde ging. . . . Der Sturm verstärkt sich; grausig durchdrast sein Wuthgeheul die Nacht. . . .

Schiff im Orkan!

Es fliegt herum in allen möglichen Bewegungen; es schlingert, rollt, stampft, bäumt sich vor Wellengebirgen hoch auf, stürzt in Wogenabgründe tief hinab. Mächtige Sturzseen fegen bis zur Höhe des qualmenden Schornsteins. Das Schiff ächzt, knirscht, zittert, bebt in allen Fugen. Es ist, als fürchte es sich vor dem Orkan, der es mit einem Schlag zermalmen kann.

Keiner von den Passagieren geht schlafen. Alles hockt zusammengekauert auf Gängen und Treppen. Alles in angstvollem Schweigen. Nur manchmal macht sich verhaltenes Seufzen, ersticktes Klagen Luft. Frauen erfassen die Hände ihrer Männer. Kinder klammern sich an ihre Mütter.

„Platz da!“

Fieberfranke wollen nicht mehr unten im Hospital bleiben. Sie rappeln sich auf, packen sich dürstig in

wollene Decken, ächzen die feuchten Treppen herauf. „Wenn es an's Sterben geht, soll mich das Wasser nicht in der Cabine überfallen,“ flüstert heiser ein erdfahles Gesicht. Ein alter Mann fällt auf die Kniee und betet mit lauter, markerschütternder Stimme: „Herr Gott, laß mich nach zwanzigjähriger Fremde die Gräber meiner Eltern wiedersehen!“ . . .

Einige Passagiere haben sich vor Angst schwer betrunken. Im wilden Chorus betäuben sie sich jetzt mit dem Gesang schlüpfriger Couplets, und von Neuem muß der Steward eine Gläserbatterie Whisky heranschleppen.

Der Kapitain hat seinen Posten auf der Commandobrücke seit den letzten Tagen nur wenige Augenblicke verlassen. Droben steht er mit zweien seiner Officiere inmitten der Sturzseen, in Nacht und Graus, sich das Seewasser aus dem triefenden Gesicht wischend. Es gilt, Hunderte von Menschenleben zu schützen.

Plötzlich rasch hintereinander zwei furchtbare Stöße, die das ganze Schiff erschüttern. Man hört gellendes Aufschreien, man hält den Athem an. Die Gesichter erbleichen, mit Bangen die nächsten Sekunden erwartend. . .

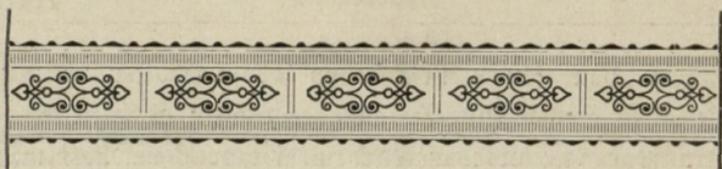
Nein, es war nichts. Weiter durchraust das Wuthgeheul des Orkans die schwarze Nacht. —

O Gott, endlich Morgen!

Im Nebel hebt sich die englische Küste. Bald zeigt sich der mächtige Leuchthurm von Plymouth, und jetzt biegt das Schiff in stolzer Curve ein in die ruhigere Bucht. . . Das Landen vollzieht sich unter ernstem Schweigen. Menschen, welche sechs Tage, sechs

Nächte von Sturm und Orkan herumgeworfen wurden, denen ist alle Fröhlichkeit aus den Herzen geschüttelt. —

Nun weiter nach London, weiter heimwärts nach
— Berlin.



XXVI.

Rückblick.

Ankunft in Berlin. — Schöne Bescheerung. — Im Berliner Decembernebel. — Erinnerungen an Reifestrapazen. — Der liebe Durst. — Prachtmenschen. — Afrika, der Erdtheil der Zukunft. — Auswanderungen nach dem dunklen Erdtheil. — Wie ich meine Artikel schrieb. — Zwei Berliner Neuerungen.

Berlin, 16. December.

Meine Afrika-Rundfahrt, dies farbenreiche, tropische Ausstattungsstück, ist beendet. Vorhang herunter, Lampen aus, Bude zu! . . . Meine reiselustige Feder landet in Berlin. Mag es rasten, das unruhige, nervöse Ding. Seine Sehnsucht nach umfänglichen Seefahrten ist wieder gehörig gestillt.

Nun herbei, ihr alten, treuen, an allen Ecken und Kanten zerstoßenen Koffer! Jetzt wird ausgepackt. . . . Wie die Deckel aufknirschen, es ist, als hauche mir Meeres- und Wüstenluft entgegen. Doch heraus mit all dem bunten Kram!

Ha, eine schöne Bescheerung!

Alle Bücher mit Seewasser getränkt; Schalen von Straußeneiern, aus denen ich in Mozambique Palmwein schlürfte, zerbrochen; röthlicher Wüstenand stäubt aus den Kleidern; aus einer zusammengeklappten Landkarte purzeln getrocknete Heuschrecken, und wehmüthig gloht mein Tropenhelm hinaus auf die winterlich verregnete Straße.

Da unten in Südafrika, in Gesellschaft erhabener Einsamkeiten, schauriger Deden, wobei unbarmherziger Sonnenbrand das letzte Restchen von Fröhlichkeit einfochte, da hab ich mich gar oft nach solch kühlem Norden gesehnt. Hätte ich dort einmal tüchtig frieren können, frieren meinnetwegen bis zu rother Nase und steifen Ohrläppchen, eine Wonne wär's gewesen! . . . Jetzt klappere ich im Berliner Decembernebel und steige im tunkigen Roth herum. Wann, o wann wird endlich der Mensch einmal vollständig zufrieden! . . .

Und doch hat für mich der Rückblick auf all die langen Meer- und Wüstenfahrten etwas überaus Behagliches.

Wieviel Gefahren war ich ausgesetzt, wieviel Zufällen preisgegeben! Die Höllengluth im Rothem Meer, die Sturmnächte im Indischen Ocean bei tobendem Monsun, die Fieberschauer der Delagoa-Bay, die unheimlichen Eisenbahnfahrten durch die Karroo, die tagelangen Reisen im Ochsenwagen — wie leicht konnte mir eines der tausend schnellschreitenden Mißgeschicke einen argen Streich spielen!

Doch was man bei solchen Reisen als Ueberfracht unbedingt benötigt, war vorhanden: ein fröhliches Herz und ein brauchbarer Leichtsinn — zwei Requisiten, welche die Strapazen in den Tropen wesentlich erleichtern.

Auf dem ganzen Ausflug bin ich insgesammt zwanzigtausendfünfundachtzig Seemeilen durchlaufen. Dazu kam noch die mehrwöchige Landreise.

Was mich zuweilen am meisten maltrairte, war der liebe Durst. Na ja, was ist da zu verwundern! Von diesem Quälgeist wird die Menschheit schon im kalten, kneipenreichen Deutschland gepeinigt, wieviel mehr erst im glühend heißen, kneipenarmen Afrika! Während meiner dreitägigen Ochsenwagenfuhr im Orange-Freistaat war die ganze „Caravane“ — achtzehn Ochsen, zwei Kutscher, sechs Passagiere — verdurstet gleich einer Herde Gänse, die mit aufgesperrten Schnäbeln Stunden lang auf der staubigen Landstraße entlang getrieben wird. Wenn ich mir da vergegenwärtigte, wie man etwa im selben Augenblick in einem deutschen, lichtdurchflutheten Bierpalast ein neues, aus der Kellerkühle heraufgelootstes Faß feierlich auf das Lager hebt und — krach! — frisch ansteckt und dann über die weißen Blumen fröhlich „Prosit!“ ruft — gleich einer Luftspiegelung in der Libyschen Wüste erschien dies Blendwerk vor meinen Augen. —

Gar vortreffliche Menschen habe ich auf diesen langen Meerfahrten in den sonnengebräunten Seeleuten kennen gelernt. Immer auf strengem Posten, oft

mörderischem Klima, rauhestem Unwetter, directer Lebensgefahr ausgesetzt, verrichten diese Helden zur See ihren schweren Dienst ohne Murren. So stehen sie in Sturmesnoth Tage lang, Nächte lang in wassertriefenden Gummimänteln auf der Commandobrücke, schützen sie Hunderte von Menschen, schützen sie die nach Millionen bewerthete Ladung. . . .

Und da giebt es auf dem Festland noch Leute, welche behaupten, zur Ausführung besonderer Großthaten bedürfe es einer besonders aufgetafelten — Standesehre. Ach nein, meine Herrschaften — unerschütterliches Pflichtbewußtsein genügt auch; alles Uebrige ist nur Draperie.

Aber auch in diesem sonst so unwirthlichen Afrika bin ich mit Prachtmenschen in Berührung gekommen, die mich mit gediegenen Rathschlägen aus dem Schatze ihrer tropischen Erfahrungen vor zeitraubenden Experimenten bewahrten, mich nach allen Richtungen hin auf den Goldfeldern zurechtbugsirten, im Wirbelstaub der Diamantminen herumsteuerten und mir ihr gastliches Haus weit öffneten. Als ich diesen lieben Menschen endlich „Lebewohl!“ zurufen mußte — ach, „Auf Wiedersehen!“ durfte ich kaum sagen.

Selbst unter den Suahelis Deutsch-Ostafrikas, den Zulus in Natal, den Kaffern in Transvaal habe ich gefällige, dienstbereite Hände gefunden. Nie und nimmer werde ich begreifen, wie man diese armen Teufel, diese in glühender Sonne erwachsenen Naturmenschen maltreatiren, quälen, nur als „Kanaille“ behandeln kann.

Wie oft hat mein Herz zusammengezuckt, wenn ich Zeuge solch trüber Proceduren sein mußte. —

Von Afrika hegen bis vor Kurzem selbst die Köpfe vieler Gebildeten ziemlich verschwommene Vorstellungen. Jetzt lenkt es die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt auf sich. Immer wieder werden seinetwegen Kriegsschiffe ausgerüstet, Truppen gelandet, umfangliche diplomatische Verhandlungen geführt. Man weiß, Afrika, diese gewaltige Schatzkammer, ist der Erdtheil der Zukunft, dessen Erschließung das kommende Jahrhundert besorgen muß.

Und zumal Südafrika, diese schlummernde Prinzessin mit Goldfeldern und Diamantminen — nein, mit goldenen Locken und glitzerndem Geschmeide, eingeschlossen von wilder Gebirgspracht, durchglüht von der tropischen Sonne, gehütet von den Speeren und Pfeilen der Eingeborenen — sie erwacht unter dem belebenden Ruß der Civilisation.

Wer wird sie erringen, die stolze, goldstrotzende Maid? —

„Würden Sie zum Auswandern nach Afrika rathen?“ Man hat in den letzten Tagen diese ernste Frage wiederholt an mich gerichtet. Warum sollte ich nicht dazu rathen? Aber dann nur nach Südafrika und nur jungen, kräftigen Menschen mit tüchtigem Fond von Energie im Kopf. Und die Schiffsreise nur mit unsern deutschen Dampfern. Sie fahren zwar etwas länger als die englischen, haben aber die gleichen

Preise und bieten deutschen Herzen weit mehr Annehmlichkeit. . . .

Was Californien in den fünfziger Jahren war, was Australien vielleicht später sein wird, das ist jetzt Südafrika. . . . Viele Auswanderer werden reich in kurzer Zeit; wie viele aber auch in diesen Einöden untergehen und sterben und sang- und klanglos verscharrt werden, davon schweigt des Sängers Höflichkeit. Der Tod macht in der ganzen Welt nicht viel Federlesens, im tropischen Afrika am wenigsten. —

Mit einer Art Behmuth gedenke ich meiner ruhelosen Rundfahrt, diesem beständigen Aufbauen und Abbrechen meines schriftstellerischen Zeltens, jener Plätze, an denen ich meine Artikel skizzirte: vorn an der Schiffsspitze, indeß der ganze funkelnde Indische Ocean sich in's Grenzenlose vor meinem Bleistift ausbreitete und muntere Sprizwellen heraufschäkerten; am Eingang eines Kaffern-Kraals, wobei ein Schwarm ziemlich nackter Neger neugierig mein Manuscript umringte; hingestreckt unter Palmen, während der Tropenwind durch die Wüste sengte; auf der Britsche eines durch die Karroo humpelnden Ochsenwagens, als dicke Wolken von Flugsand den ganzen Horizont verhüllten; tief unten im spärlich erleuchteten, feuchten Stollen einer Goldmine; auf schmutzigen Tischen einer von betrunkenen Glücksrütern vollgepfropften Johannesburger Kneipspelunke. Ach, unter tausend eigenartigen Schwierigkeiten kamen diese afrikanischen Plaudereien zu Stande!

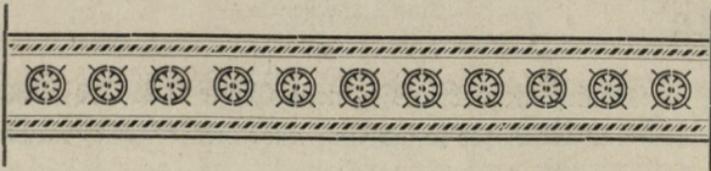
Ja, meine Herren, Ihr hattet leicht Nase rümpfen,

wenn Euch einmal bei der Lectüre derselben im Duft des Morgenkaffees irgend eine flott auf's Papier geschmissene Wendung nicht behagte!

O, ich komme zu viel in's Erinnern an Afrika, an dieses große, glühende, leidenschaftliche Herz voll gewaltiger Lebenskraft! Deshalb zurück in die rauhe Wirklichkeit, zurück nach Berlin. . . . Nicht mehr sehe ich durch schlank aufragende Palmen die tropische Sonne funkeln; wohl aber lugen schwer verdüsterte, tiefhängende Regentwolken über vernebelte Giebel.

Und vernebelt ist auch sonst so Manches; das hat Berlin so an sich.

Aber zwei während meiner Abwesenheit eingeführte Neuerungen bedeuten einen glänzenden Fortschritt: den Damen wurde erlaubt, wie in anderen Weltstädten das Verdeck der Pferdebahn zu besteigen, den Schlepplädeln verboten, auf den Trottoirs herumzuklappern.



XXVII.

Wenn man von Afrika erzählt.

Vergleich mit Amerika. — Wanderredner. — Empfindliche Menschen. — Eine Unterhaltung über Transvaal. — Geographie — schwach. — In einer Herrengesellschaft. — Falsche Vorstellungen von Afrika. — Der „Herr Vorstand“. — „Gute Nacht, Herr Pastor!“ — Vater und Sohn. — Weshalb ich in gewissen Kreisen nicht mehr von Afrika erzähle.

Berlin, 22. December.

Ja, wenn man von Afrika erzählt! . . . Da summt mir durch den Kopf, was ich einst schrieb, als ich zur Zeit der Chicagoer Weltausstellung von Amerika heimkehrte:

„Nun soll ich erzählen — erzählen. Bin äußerst vorsichtig mit mündlichen Berichten über große amerikanische Einrichtungen; gewisse Philister können sich so etwas doch nicht vorstellen. Sobald ihr Begriffsvermögen flöten geht, denken sie einfach: amerikanischer Humbug! Wer solch verstaubte Geister gleich einem

alten Teppich einmal ausschütteln könnte! . . . Zudem erinnere ich mich der Erfahrung eines biederen Schwaben, welcher nach langem Aufenthalt in Amerika seine Heimath wieder besucht hatte: „Als ich da erzählte, daß in Chicago Häuser zuweilen auf der Straße spazieren gefahren werden, hat man mich ausgelacht; als ich aber sagte, daß dort Pferde zur zweiten Etage herausgucken, hat man mich hinausgeworfen.“ . . . Und doch — drüben beim nächtlichen Heimgang, wie so manches Haus sah ich mitten auf der Straße stehen, das am folgenden Morgen weiter transportirt werden sollte! Und die Pferde gucken in Chicago, je nach der Stalleinrichtung, nicht nur zur zweiten Etage heraus — nein, auch zur dritten und vierten.“ —

Aber das Erzählen von Afrika ist zuweilen eine noch trübere Beschäftigung, als das Erzählen von Amerika. Bei diesem wird von enghorizontigen Menschen leicht der Vorwurf der Uebertreibung erhoben, bei jenem aber spricht man wohl gar von schlechtem Patriotismus, Religionslosigkeit, Frivolität und dergleichen schönen Sachen.

Was man in gewissen deutschen Kreisen nicht gut verträgt, sind kritische Auseinandersetzungen über unsere Kolonien — etwa über Deutsch-Ostafrika, selbst wenn solche Auseinandersetzungen auf ernstern Studien an Ort und Stelle beruhen. . . .

Krausen Wirrwarr haben dabei in vielen Köpfen manche Wanderredner angerichtet. Fast keiner dieser Herren kennt die von ihm geschilderten Ländermassen

aus eigener Anschauung. Er füllte vielmehr den Born seiner Wissenschaft mit Auszügen aus verschiedenen, in Sonderinteressen geschriebenen Kolonialwerken und reist somit bei seinen Vortragstouren mit gebundener Marschroute, seinem Publicum nur retouchirte Redemuster glänzender Landschaften und Einrichtungen vorlegend, für die er in pathetischer Beredsamkeit Begeisterung zu entfachen sucht.

Nun entsteht die Kolonialbegeisterung, die sich noch mit übereifrigem Patriotismus verbrämt. Deshalb empfangen Tausende im Verlauf solcher Vortragsabende von unseren Kolonien nur rosige Bilder. Deshalb wehe demjenigen, welcher gegen diese Kolonien irgendwie seine Stimme erhebt! Glauben diese braven Leute etwa, ihren Patriotismus auf dem Höhepunkt zu erhalten, wenn sie beim Lautwerden einer andern Meinung, selbst, wenn diese eine geographische Thatsache berichtet, gleich verletzt aufzucken?

Nerven von ähnlicher Empfindlichkeit machen sich bemerkbar, falls man freimüthig von afrikaniſchem Miſſionsweſen, den Sitten verſchiedener Volksſtämme oder politiſchen Zuſtänden ſpricht. Gewiſſe Zuhörer werden dabei aufgereg't wie junge lyriſche Dichter, denen eine ungeſchminzte Kritik die ſcheinbar ſchönſten Verſe vermöbelt.

Ueber Afrika ſtecken ſelbſt viele ſogenannte gebildete Leute in unglaublicher Unwiſſenheit — Leute die ſonſt ungeheuer geſcheit thun, ſchneidig näſeln oder überlegen abſprechen.

Ich führe eine Unterhaltung über Transvaal. Selbstverständlich weiß der Andere, zumal er Transvaal nie gesehen, Alles besser. Endlich fragt er:

„Wie heißt doch gleich die Hafenstadt von Transvaal?“

„Die Hafenstadt? Transvaal hat keine Hafenstadt.“

„Wie? Keine Hafenstadt? Aber es liegt doch direct am Meer!“

„Nicht ganz. Nach der nächsten Hafenstadt, nach Lourenço Marques an der Delagoa-Bay, fährt der Schnellzug vierundzwanzig Stunden.“

„Wie? Was? Ist das die Möglichkeit!“ —

Eine noch größere geographische Dede erstreckt sich in den Köpfchen vieler unsrer schönen Damen. Zwar verstehen sie in dramatischem Pathos Goethe'sche Balladen zu singen, ein bißchen über Schopenhauer zu plaudern und sich meinethalben eine Meinung über „Trilby“ zurecht zu bauen; aber Geographie von Afrika — mehr als schwach. Ach, einen ganzen Schwarm geistvoller Fragen ließen sie, erfüllt von edlem Wissensdurst, auf mich losprasseln:

„Sind Sie in der Wüste nach Baedeker oder nach Meyer gereist?“ . . . „Besuchten Sie in Afrika auch den Niagara-Fall?“ . . . „Haben Sie am Aequator die Mitternachtssonne gesehen?“ . . . Und so fort, ohne die geringsten Gewissensbisse. Ich wundere mich förmlich, daß keine fragt: „Sind Sie auf dem Ocean schon einmal ertrunken?“ damit ich antworten kann „Nein, meine Gnädige, mir scheint, nicht.“ —

Gedanken an all dergleichen Erfahrungen bewegen mich, als ich bald nach der Heimkehr von meiner Afrika-Rundreise in eine größere Herrengesellschaft gerathe. Beim Vorstellen wirbeln mir eine Masse Namen, eine Masse Titel entgegen, die in der Rauchtmosphäre der Restaurant-Nische verhallen und sich meinem Gedächtniß kaum flüchtig einprägen. . . .

Bald soll ich von Afrika erzählen. Mag es sein; wenn meine Berichte etwas zur Unterhaltung der Gesellschaft beitragen — herzlich gern. Zudem bin ich noch bis zum Ueberlaufen erfüllt von diesen gewaltigen afrikanischen Eindrücken. Mir ist, als stecke noch in meinen Lungen die heiße, trockene Luft der Karroo, als weben und wogen noch vor mir die Palmengestade Sansibars, als tummle ich mich noch fröhlich unter den Kaffern herum. . . .

So hefte ich eine Afrika-Schilderung an die andere, erzähle und erzähle, angespornt von der aufhorchenden Menge. Dabei bin ich einzig und allein der objective Darsteller, welcher zwanglos, nicht beengt von irgend welchen Rücksichten, aber auch nicht im Sinne eines Vorwurfs oder einer Kränkung, plaudert von geographischen Thatsachen.

„Nun erzählen Sie etwas von Deutsch-Ostafrika!“ ruft es aus der Ecke. Ich lasse die ziemlich trüben Situationen aufmarschiren, wie ich sie in Tanga, in Dar-es-Salaam gesehen, beobachtet, studirt habe. Ich stelle Alles möglichst plastisch dar und streife die ver-

schiedensten Verhältnisse: die schlafengehende Usambara-Eisenbahn, den überaus komischen, Posemuckel noch übertreffenden Kastengeist der dortigen Deutschen untereinander, die unter den Tropen schlecht angebrachte „Schneidigkeit“ der Beamten und Offiziere, ihre Behandlung der Schwarzen. . . .

Ich fühle es, meine Worte fallen hier und da ein wenig verlegend in die Runde, verlegend zwischen die blinkenden, moselweingefüllten Gläser. Aber was meinen einige dieser Herren? Soll ich ihnen ein paar geographische Unwahrheiten zurechtdreheln, bloß damit ich ihre falschen afrikanischen Vorstellungen nicht unsanft berühre? Soll ich meine Eindrücke in homöopathischer Verdünnung geben, die von mir geschilderten Thatsachen mit dem Raushgold der Schmeichelei umkleiden? Hol's der Kuckuck! Wenn schon, so schildere ich, wie es der nackten Wahrheit entspricht!

„Aber wo ist denn der Herr Vorstand?“ heißt es plötzlich.

„Was für ein Vorstand?“

„Der Vorstand unserer — Kolonialgruppe.“

„Ach, der Herr Vorstand der Kolonialtruppe!“ . . .

Er ist im Cigarrenewölk, das sich verdichtend nach der Thür zu bewegt, verschwunden. . . .

In die kleine, mit herzlichem Lachen verzierte Berlegenheitspause hinein wirft Jemand die Frage: „Wie steht es nun mit dem afrikanischen Missionswesen?“

„Ja, etwas vom Missionswesen!“

Gut, ein ander Thema. . . . Ich erzähle von dem angenehmen Leben, welches die meisten Missionare, etwa in Transvaal, in Kapland, in Natal führen, wie sie mit manchen der von Arbeit überlasteten Prediger einer deutschen Großstadt sicher nicht tauschten . . . erzähle . . . erzähle. . . .

Besonders aufmerksam hört ein älterer, am Ende des Tisches sitzender Herr zu, aufmerksam wie ein Seevogel, der sich im Husch auf einen Mast niederließ und herab nach dem Verdeck späht. Jetzt rückt er auf seinem Stuhle unruhig hin und her, als habe ihn eine afrikanische Hummel gestochen. Unberührt davon gehe ich weiter in meinem Bericht. . . .

Nach einer Minute — drüben ergreift ein langer Arm das Glas, drückt einen guten „Halben“ in's ernste Gesicht und leert ihn in einem Zug. Ein langschöpfiger, schwarzer Kock erhebt sich, eine dürre Hand holt vom Kleiderhalter einen Cylinderhut herunter, dann ein etwas erregtes „Gute Nacht!“ gegen den Stammtisch, eine gezwungene Verbeugung gegen mich, und — „Gute Nacht, Herr Pastor!“ erschallt es über die Gläser.

Neue kleine Verlegenheitspause. . . .

„Ist es wahr, daß die Toilette der Kaffernmädchen nur in einem Perlenschürzchen besteht?“ fragt plötzlich eine fröhliche Stimme.

„Ja, das ist die Galatoilette,“ antworte ich.

Kaffernmädchen — Perlenschürzchen — Galatoilette — die harmlosen Worte sind heraus und fliegen über den Tisch hin. Sie prallen ab an einem strengen

Gesicht, das sich zu einer prüden Grimasse verzieht. Klar und deutlich lese ich in den anschwellenden, dicken Stirnfalten, den in's Breite zuckenden Mundwinkeln, den buschigen, sich sträubenden Augenbrauen: „Galatöilette eines Kaffernmädchens? Perlenschürzchen? Welcher Höllensalat wird da wieder zu Tage kommen!“ . . .

Sie dauert aber nur wenige Sekunden, diese meine Gesichtselectüre; denn breitspurig, mit knarrenden Stiefeln, erhebt sich der dicke, in chocoladenfarbigem Anzug steckende Herr, klopft seinem Nachbar, einem guten Zwanziger, auffordernd, commandirend auf die Schulter — wenige Augenblicke später sind Beide durch die Thür verschwunden.

Eine dröhnende Lachsalve knattert auf. Verwundert blicke ich in die heitere Runde.

„Manu! Was hat das arme Perlenschürzchen angerichtet?“

„Es hat — Vater und Sohn vertrieben.“ —

Nein, in gewissen Kreisen erzähle ich nicht mehr von diesem gefährlichen Afrika, und wenn man mir das Fürstenthum Neuß böte. Ich glaube, Menschen zu treffen, welche sich für die bunten Erscheinungen der weiten Gotteswelt interessiren und muß entdecken, daß es gar oft der kleinliche Fractionsmann oder der eingefleischte Fachsimpler oder der einseitige Patriot oder ein prüder Tropf ist, welcher mir zuhört und der sofort mit Emphase eine beleidigte Miene aufzieht, wenn irgend eine Wendung in meiner zwanglosen Darstellung von Thatsachen nicht in seinen Streifen paßt.

Ach, wie vielen Leuten unseres deutschen Vaterlandes fehlt die milde Duldung, das noble Respectiren einer andern Meinung, selbst wenn diese Meinung sich nach eigenen Anschauungen bildet! . . . Mögen diese Braven sich ein Afrika nach ihrem Geschmack zurecht bügeln lassen — ein Afrika, das ihnen nach allen Ranten hin behagt! Sela!





Oswald Schmidt, Leipzig-B.

Von **Karl Böttcher** erschien weiter in gleichem Verlag (W. Elischer Nachfolger, Leipzig):

Von sonnigen Küsten, Mittelmeer-Briefe.

Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

So oft mir ein Buch von **Karl Böttcher** auf meinen kritischen Tisch fliegt, freue ich mich wie auf eine Delikatesse, die der literarische Feinschmecker nicht mit einem Male verschlingt, sondern nur in Pausen und Absätzen schlürft. Schon seine Schriften aus Amerika haben Böttcher als einen flotten, temperamentvollen Schilderer und Erzähler gezeigt und enthüllt seine wahre schriftstellerische Individualität. Seit Gerstäcker sind transatlantische Bilder von solcher Verbe, mit so packendem Humor und so kühnem Pinjel noch nicht gezeichnet worden.

Aber erst diese „**Mittelmeerbriefe**“! Wer Italien, die Küstenländer Afrikas, Griechenland und Kleinasien in schnell vorüberfliegenden und doch fesselnden Bildern kennen lernen will, greife zu diesem amüsant plaudernden Reise-Gesellschafter! Böttcher ist der Realist unter den Touristen der Gegenwart; dies zeigen seine Menschen- und Naturbilder. Aber hinter diesen bunten, glitzernden Farbenskizzen verbirgt sich doch auch zugleich, zumal wo er über die verrotteten socialen Zustände dieser fremden Menschenwelt des Orients spricht, ein tiefer Ernst, eine univervelle Menschenliebe, die um so ergreifender wirkt, als sie sich nicht aufdrängt, sondern nur diskret und unwillkürlich andeutet. Wir sagen nicht zuviel, wenn wir die brillante Touristenfeder Karl Böttcher's mit der Gerstäcker's und Hackländer's vergleichen; nur sind, was ja selbstverständlich ist, die Bücher Böttcher's gegenüber diesen schon etwas veralteten Autoren moderner und actuellev.

Dr. Moriz Brasch.

(„Leipziger Neueste Nachrichten.“)

Ferner erschienen von **Karl Böttcher** :

- Streif!** Volksschauspiel in vier Aufzügen.
Mit sensationellem Erfolg aufgeführt in München (Gärtnerplatz-Theater), Berlin, Stuttgart, Braunschweig, Stettin u. c. u.
Verlag der Theater-Agentur Ernst Stieber, Berlin.
- Ausgewiesen!** Volksstück in vier Aufzügen.
Zur Zeit der Weltausstellung mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt im Schiller-Theater zu Chicago.
Verlag der Theater-Agentur A. Entsch, Berlin.
- Profit!** Lustspiel in vier Aufzügen.
Zum ersten Male aufgeführt mit durchschlagendem Erfolg im Königl. Hoftheater zu Wiesbaden.
Verlag der Theater-Agentur Ernst Stieber, Berlin.

Weiter erschienen von **Karl Böttcher** folgende Schriften:

- Aus meiner Wandermappe.** Novellistische Herzens- und Länderstudien. Brosch. M. 5.—. Hocheleg. Prachtband M. 6.—. 2. Aufl.
- Allerhand Herzenssachen.** Eindrücke und Erinnerungen. Brosch. M. 4.—. Hocheleg. Prachtband M. 5.—. 2. Aufl.
- Bunte Skizzen.** Federzeichnungen. M. 1.—. 4. Aufl.
- Deutsche Dichtervelden.** Hocheleganter Prachtband. M. 10.—. 2. Aufl.
- Karlsbader Schlendertage.** Bilder aus dem Saisonleben. Brosch. M. 3.—. Hocheleg. Prachtband M. 4.—. 2. Aufl.
- Brunnengeister.** Marienbader Saisonbilder. Brosch. M. 3.—. Hocheleg. Prachtband M. 4.—. 2. Aufl.
- Karlsbader Album.** Neue deutsche Lyrik. Brosch. M. 2.50. Hocheleg. Prachtband M. 3.—.
- Die Frau mit dem Bügeleisen.** Parodie. M. 1.—. 4. Aufl.
- Die pädagogische Karriere.** M. 1.—. 4. Aufl.
- Vier neue Kapitel zur pädagogischen Karriere.** M. 1.—. 4. Aufl.
- Das pädagogische Beschwerdebuch.** M. 1.—. 4. Aufl.
- Amoretten = Geficker.** Eine Skat = Humoreske. M. 1.—. 4. Aufl.
- Schauspieler = Eitelkeit.** Ungeschminkte Plaudereien. M. 1.—. 9. Aufl.
- Sünden unserer Zeit.** Soziale Sittenbilder. M. 1.50. 3. Aufl.
- Die Verleumdungs = Seuche.** Kritische Plaudereien über eine soziale Krankheit. M. 1.—. 4. Aufl.
- Chicago!** Weltausstellungs = Briefe. M. 1.50.



10392

10392